This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

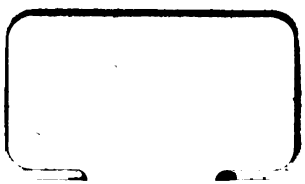
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

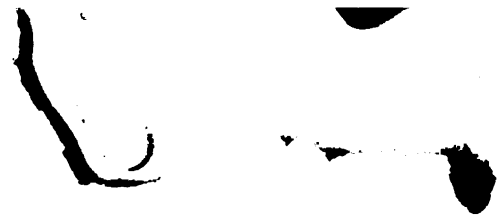
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07573821 5



NGL

Buerstenbinde



Gr(F)

Ein Gottesurteil.

In demselben Verlage sind erschienen:

Inga Svendson. Erzählung von Otto Roquette. Preis eleg. geh. Mark 4.—, im Originaleinband Mark 5.—.

Gräfin Helene. Novelle von Friedrich Bodenstedt. Preis eleg. geh. Mark 2.—, im Originaleinband mit Goldschnitt Mark 3.—.

Rafaella. Novelle von Gustav zu Putlitz. Mit Illustr. von Marie Beeg. Preis eleg. geh. Mark 2.—, im Originaleinband mit Goldschnitt. Mark 3.—.

Was die Meereswellen sagen. Eine Strandgeschichte von F. von Stengel. Eleg. geh. Mark 2.50, im Originaleinband Mark 3.50.

Aus Italien. Sieben Monate in Kunst und Natur. Von Alfred Graf Adelmann. Eleg. geh. Mark 5.—, im Originaleinband Mark 6.50.

Am ligurischen Meere. Die Naturpracht der Riviera di Ponente. Von Alfred Graf Adelmann. Mit Ansicht von Monaco. Elegant geh. Mark 4.—, im Originaleinband Mark 5.—.

Unter der Presse:

Beno Donzini. Roman von Alfred Graf Adelmann. 2 Bde.

7204

Ein Gottesurteil.

Roman

von

Elisabeth Werner
Elisabeth Werner's Erben
WITHDRAWN

Stuttgart.
Verlag von Richter & Kappler.
1885.

EA UB

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
257665B
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
1943 L

Alle Rechte vorbehalten!

Druck von L. Reiter, Herzogl. Hofbuchdrucker, Dessau.
Papier von Berth. Siegismund.

Erstes Kapitel.

Es hatte die ganze Nacht hindurch gestürmt. Erst mit Tagesanbruch wurde es ruhiger in den Lüften und auch die hochgehenden Wogen der See begannen sich allmählich zu legen.

Der Dampfer, der draußen auf dem Meere einen ziemlich ernsten Kampf mit Wind und Wellen bestanden hatte, lief soeben in die schützende Bucht ein und am Ende derselben tauchte das Ziel der Fahrt auf, ein malerisch gelegener Hafenort, der von einem starken Kastell auf felsiger Höhe überragt wurde.

Am Vorderteil des Schiffes stand ein junger Offizier, in der Uniform der österreichischen Kaiserjäger, der mit dem Fernglase in der Hand die Umgebung musterte. Die leichte Feldmütze, unter der sich das dichte, hellbraune Haar hervordrängte, beschattete ein Gesicht, das vollkommen zu der echt männlichen

39X677

Erscheinung paßte. Jeder Zug darin war ernst, fest, geschlossen und die klaren lichtbraunen Augen mit ihrem ruhig prüfenden Blick entsprachen gleichfalls diesem Antlitz. Man hätte ihm nur etwas mehr Leben und Feuer wünschen mögen, die ernste, leidenschaftslose Ruhe berührte fast erkältend in den noch so jugendlichen Zügen.

Auf der Kajütentreppe ließ sich ein wuchtiger Schritt vernehmen und gleich darauf tauchte dort ein junger Soldat auf, der die gleiche Uniform trug. Er hatte bei den noch immer schwankenden Bewegungen des Schiffes einige Mühe, über das Verdeck und zu dem Offizier zu gelangen, der jetzt das Fernglas sinken ließ und sich umwandte.

„Nun Jörg, was machen die Leute?“ fragte er. „Wie steht es da unten?“

„Zum Erbarmen, Herr Lieutenant“, lautete die Antwort. „Die Seekrankheit setzt ihnen noch immer so zu, daß ihnen Hören und Sehen vergeht. Sie und ich, wir sind die einzigen, die auf den Beinen geblieben sind.“

„Du bist wohl sehr stolz darauf, daß wir beide allein uns als seefest bewährt haben?“ sagte der Lieutenant mit einem flüchtigen Lächeln.

„Ich denk' ſchon", meinte Jörg. „Wenn man ſo ſein Lebtag nur die Berge geſchaut hat, dann iſt es nichts Kleines, ſich mit dieſer verwünſchten, blitzblauen See herumzuſchlagen, wie wir ſeit drei Tagen und Nächten. Dies Cattaro liegt ja beinahe am Ende der Welt!"

Er ſprach im reinſten tyroler Dialekt und pflanzte ſich jetzt dicht hinter ſeinem Lieutenant auf, mit einer Vertraulichkeit, die auf ein näheres Verhältnis ſchließen ließ, als das des Untergebenen zu ſeinem Vorgeſetzten.

Jörg war ein hübſcher, ſtämmiger Burſche, mit ſchwarzem Kraushaar und einem friſchen, ſonnverbrannten Geſicht, aus dem ein paar ſchwarze Augen keck und fröhlich in die Welt hinausblickten. Gegenwärtig aber muſterten ſie mit offenbarer Neugierde das Ziel der Reiſe, dem man ſich immer mehr näherte.

Die offene See entzog ſich bereits den Blicken und näher und dunkler ſtiegen die rieſigen Felshäupter auf, die ſeit Tagesanbruch in der Ferne ſichtbar geweſen waren. Von allen Seiten ſchienen ſie aus der Flut emporzuwachſen und dem Schiffe den Weg zu verlegen. Jetzt öffnete ſich wie ein mächtiges, düſteres Thor eine ſchmale Felſenenge und nun that ſich die ganze Weite der Bucht auf vor dem Dampfer, der

in ihre Tiefe hineinsteuerte. Die schäumende, stürmende Flut war jenseits zurückgeblieben und leise wogend, kaum bewegt, lag die Wasserfläche im Kranze der Berge, die sie schützend umgaben.

Schon kämpfte die Sonne mit dem abziehenden Sturmgewölk, einzelne goldige Strahlen zuckten daraus hervor und tanzten auf den Wellen, und breite schimmernde Lichtstreifen erglänzten in dem Nebel, nur über der Stadt ballte es sich noch schwer und finster zusammen und das Kastell war kaum sichtbar in den Wolkenschatten, die es umlagerten.

„Ein prachtvoller Anblick diese Bocche!“ sagte der junge Offizier halblaut und mehr für sich als zu seinem Gefährten, aber dieser nahm eine äußerst geringschätzige Miene an.

„Pah, es sind doch nicht unsere tyroler Berge! Kein Wald, kein Gießbach, keine Menschenwohnung da oben! Freilich, hier fängt ja die Wildnis an, und wenn wir da hineinkommen, wird es uns wohl Kopf und Kragen kosten!“

Er stieß einen so lauten Seufzer aus, daß der Lieutenant die Stirn runzelte und ihn mit einem unwilligen Blicke streifte.

„Was soll das heißen, Jörg? Willst du etwa verzagt sein? Daheim gehörtest du doch keineswegs zu den Friedfertigen. Wo es irgend etwas zu raufen gab, war leider der Georg Moosbacher immer dabei.“

„Ja, das war er!“ bestätigte Jörg mit großer Genugthuung. „Aber das blieb in der Freundschaft. Wenn es gegen ehrliche Christenmenschen ginge, hätte ich gar nichts dagegen, auch einmal im Ernste zu raufen. Man ist dabei doch wenigstens unter sich, und wenn man sich wirklich einmal totschlägt, giebt es ein christliches Begräbnis, aber bei diesen Wilden hört der Spaß auf. Wie ich mir habe sagen lassen, schneiden sie jedem Feinde die Nase ab — wenn sie ihn nämlich haben — und beide Ohren dazu, und das ist doch eine häßliche Angewohnheit.“

„Thorheit! du und deine Kameraden, ihr habt euch alle möglichen Märchen aufbinden lassen und schwört nun darauf, wie das eure Art ist.“

„Die gnädige Frau von Steinach war aber doch auch in tausend Ängsten, als die Marschordre kam. Sie hat mich eigens noch einmal auf das Schloß rufen lassen und mir Wort und Handschlag abgenommen, Ihnen nicht von der Seite zu weichen, Herr

Gerald — bitt' um Verzeihung, Herr Lieutenant wollt' ich sagen."

„Nun laß es nur bei dem altgewohnten Namen, wir sind ja jetzt nicht im Dienst", sagte Gerald abwehrend, „der Respekt vor deinem Lieutenant verträgt sich schon mit den Erinnerungen an unsere Knabenzeit, wo wir Spielgefährten waren. Also meine Mutter hat dich rufen lassen? Ja, sie bangt immer um das Leben ihres einzigen Sohnes und kann sich nicht an den Gedanken gewöhnen, daß zu dem Beruf des Soldaten die Gefahr gehört. Doch da kommt schon der Hafen in Sicht! Geh' jetzt zu deinen Kameraden, sie werden sich wohl nachgerade erholen, die Wellen legen sich ja vollständig hier in der Bucht."

„Zu Befehl, Herr Lieutenant!" versetzte Jörg, indem er sich militärisch aufrichtete und abmarschierte, während Gerald von Steinach seine Beobachtungen mit dem Fernglase wieder aufnahm.

Drüben am Ufer war inzwischen auch der Dampfer in Sicht gekommen und sein Erscheinen rief eine lebhafte Bewegung in der Nähe des Hafens hervor. Es kamen zwar jetzt täglich Schiffe an, die Truppen nach dieser äußersten Grenze des Reichs brachten, aber es war doch immer ein Ereignis; und eine bunte

Menge, in der jedoch die Uniformen vorherrschend waren, drängte sich am Landungsplatze, um die Ankommenden zu begrüßen.

Nicht weit vom Ufer lag ein stattliches Haus, das die Aussicht auf den Hafen gewährte. Es war die Wohnung des Kommandanten der Garnison und an dem geöffneten Fenster stand eine junge Dame, die mit gespannter Aufmerksamkeit dem Schiffe entgegenblickte, das durch die immer lichter werdende Ferne heranzog.

In dem Rahmen des Fensters hob sich die anmutige Erscheinung wie ein Bild auf dem dunklen Hintergrunde des Zimmers ab, ein Bild, an dem alles licht und sonnig war, das rosige, lachende Antlitz, die blonden, lockigen Haare, die blauen Augen voll strahlender Heiterkeit. Es lag sehr viel Übermut und sehr viel Eigensinn in dem reizenden Gesichtchen und die äußerst elegante Kleidung, die hier an dem entlegenen Orte die neueste Mode der Residenz zeigte, verriet, daß auch die Eitelkeit der jungen Dame nicht ganz fremd war. Trotzdem lag etwas Berückendes in der kleinen Elfengestalt, die so graziös an der Fensterbrüstung lehnte und sich jetzt mit allen Zeichen des Unmuts umwandte.

„Der Dampfer kommt heute gar nicht von der Stelle!“ ſagte ſie ungeduldig. „Schon ſeit mehr als einer halben Stunde iſt er in Sicht. Er müßte längſt am Landungsplatze ſein und ſchwimmt noch immer draußen auf den Wellen. Danira, ich bitte dich um Gotteswillen, lege dies langweilige Buch bei Seite! Ich halte es nicht aus, wenn du ſo gleichgültig daſitzeſt und lieſeſt, während ich vor Neugierde faſt vergehe.“

Die Angeredete ließ das Buch ſinken und warf einen flüchtigen Blick durch das Fenſter. Sie mochte ungefähr in dem gleichen Alter ſtehen, die beiden Mädchen konnten höchſtens ſiebzehn Jahr alt ſein, aber es gab nicht leicht zwei ſchärfere Kontraſte als dieſe beiden Geſtalten.

In Daniras Erſcheinung lag etwas Fremdartiges, das zu ihrer gleichfalls modernen Kleidung und zu der ganzen Umgebung nicht zu paſſen ſchien. Das Antlitz war dunkel, wie vom heißen Sonnenbrand, und doch bleich, denn es zeigte ſich kaum eine Spur von Röte auf den Wangen. Die überreichen Flechten, vom tiefſten bläulichen Schwarz, ſchienen ſich nur widerſtrebend dem Zwange zu fügen, der ſie auf dem Haupte feſthielt; es war, als müßten ſie durch ihre

eigene Schwere herabsinken, um dann fesselos niederzuwallen. Die langen dunklen Wimpern waren meist gesenkt, wenn sie sich aber einmal hoben, dann entschleierten sich ein paar große schwarze Augen mit feuchtem Glanze. Sie blickten sehr kalt und gleichgültig und doch barg sich in ihrer Tiefe ein Strahl, heiß und glühend, wie die Sonne des Südens, die unverkennbar diese Augen und dies Antlitz geküßt hatte.

Auch die Stimme des Mädchens hatte einen eigentümlichen Klang, tief, aber melodisch, und das Deutsch, das sie vollkommen fließend sprach, verriet eine leise Beimischung jenes Fremdartigen, das die ganze Erscheinung kennzeichnete.

„In einer Viertelstunde wird der Dampfer hier sein", sagte sie. „Er kommt zur gewöhnlichen Zeit. Bist du so ungeduldig, deinen Bräutigam zu sehen, Edith?"

Edith warf das Köpfchen zurück. „Nun, und wenn ich es wäre! Wir sind uns ja beinahe fremd geworden. Ich war ein Kind, als wir die Heimat verließen, und Gerald kam eigens von der Kriegsschule, um uns Lebewohl zu sagen. Hübsch war er schon damals, das weiß ich noch ganz genau, aber etwas pedantisch, etwas langweilig und mit einer

ganz entsetzlichen Anlage zum Hofmeistern. Nun, das werde ich ihm gründlich abgewöhnen."

„Nimmst du dir schon vor, deinen künftigen Gatten zu „gewöhnen", noch ehe du ihn gesehen hast?" fragte Danira mit leisem Spott. „Vielleicht ist er nicht ganz so nachgiebig, wie dein Vater."

Edith lachte. „O, der Papa ist auch bisweilen streng gegen andere — ich mache mit ihm, was ich will, und genau so werde ich es mit Gerald machen. Gefällt dir sein Bild?"

Sie nahm eine große Photographie vom Schreibtische und hielt sie Danira hin, die mit einem flüchtigen Blick darauf kurz und entschieden antwortete:

„Nein."

Ediths blaue Augen öffneten sich weit vor Erstaunen.

„Wie, dies Bild gefällt dir nicht? Dies Gesicht mit den schönen, regelmäßigen Zügen —"

„Und den eisigen Augen! Der Mann kann überhaupt nicht lieben, das sagt sein Blick."

„Nun, so muß er es lernen! Das soll meine Sorge sein. Freilich, in der ersten Zeit werde ich wenig genug haben von diesem Herrn Lieutenant, den man auf die Kriegsfahrt und die Brautfahrt zugleich

geſchickt hat. Jetzt ſoll er ſich da oben in den Bergen erſt wochenlang mit deinen Landsleuten herumſchlagen, anſtatt mir Ritterdienſte zu leiſten. Hoffentlich dauert es nicht gar zu lange, dieſe Inſurgentenbanden werden ja bald zerſprengt und vernichtet ſein. Ich werde Gerald erklären, daß er ſich beeilen muß mit dem Siege und mit der Rückkehr, bei meiner Ungnade!“

Es lag ein übermütiger Scherz in den Worten, nichts weiter, aber Danira ſchien es anders aufzufaſſen. Ihre Augen flammten auf und mit einer Stimme, die faſt ſchneidend klang, erwiderte ſie:

„Sage ihm lieber, er ſoll ſich wahren, daß ihm dort oben nicht Rückkehr und Hochzeit verleidet wird — für immer!“

Edith blickte ſie einige Sekunden lang ganz beſtürzt und erſchrocken an, dann aber brach ſie empört aus:

„Ich glaube, du biſt im ſtande, das zu wünſchen? Iſt es denn möglich, daß du noch immer an jenen Halbwilden hängſt, die ſich ſeit deiner Kindheit nicht um dich gekümmert haben? Papa hat nur zu ſehr Recht, wenn er behauptet, daß du keine Anhänglichkeit, keine Dankbarkeit kennſt, trotz allem, was er für dich gethan hat!“

Ein halb bitterer, halb ſchmerzlicher Ausdruck zuckte um Daniras Lippen bei dieſen Vorwürfen. „Dankbarkeit!“ wiederholte ſie leiſe. „Du weißt nicht, welch' eine ſchwere Pflicht die Dankbarkeit iſt, wenn ſie gefordert wird.“

Trotz des herben Tones lag etwas in den Worten, was Ediths Zorn entwaffnete. Sie ſtahl ſich an die Seite ihrer Gefährtin und legte die Hand auf deren Arm.

„Und ich?“ fragte ſie vorwurfsvoll und ſchmeichelnd zugleich, „gelte ich dir gar nichts?“

Danira blickte nieder auf das roſige, blühende Antlitz, das in dieſem Augenblick einen flüchtigen Ernſt zeigte, und ihre Stimme milderte ſich unwillkürlich.

„Du giltſt mir viel, Edith, ſehr viel! Aber — wir verſtehen uns nun einmal nicht und werden uns nie verſtehen.“

„Weil du unzugänglich und verſchloſſen biſt, wie ein Buch mit ſieben Siegeln. Ich bin dir ſtets eine Freundin, eine Schweſter geweſen. Du haſt es mir nie ſein wollen.“

Der Vorwurf mußte wohl treffen, denn Danira ſenkte wie ſchuldbewußt das Haupt.

„Du haſt Recht,“ ſagte ſie gepreßt, „es iſt meine Schuld allein. Aber du weißt nicht, kannſt nicht wiſſen —“

„Was weiß ich nicht?“ fragte Edith unbefangen und neugierig. Danira antwortete nicht, aber ſie ſtrich leiſe mit der Hand über das lockige Haupt, das an ihrer Schulter lehnte, und ſah in das blaue Auge, in dem eine Thräne glänzte. Vielleicht empfand das junge Mädchen doch ernſter und tiefer, als ſie glaubte.

Da ertönte das Signal des Dampfers, der ſoeben an der Landungsbrücke anlegte. Edith fuhr auf, die Thräne verſiegte eben ſo ſchnell, wie ſie gekommen war, Kränkung und Vorwurf waren vergeſſen und die junge Dame ſtürzte an das Fenſter, mit dem Eifer und der Neugierde eines Kindes, dem ein neues Spielzeug verſprochen iſt, und das nun den Augenblick nicht erwarten kann, wo es ihm gezeigt wird.

Über Daniras Lippen zuckte wieder jener herbe Ausdruck. Sie ſchob das Bild, das noch auf dem Tiſche ſtand, mit einer Bewegung des Widerwillens zur Seite, und ihr Buch wieder ergreifend, kehrte ſie dem Fenſter den Rücken zu.

Die Ungeduld der jungen Braut war im Grunde ſehr verzeihlich, denn das Bild, das ſie von ihrem

Verlobten in der Erinnerung trug, datierte noch aus ihren Kinderjahren. Ihr Vater, Oberſt Arlow, ſtand vor ſeiner Verſetzung nach der fernen dalmatiniſchen Feſtung mit ſeinem Regimente in der Hauptſtadt Südtyrols, die nur wenige Stunden von Schloß Steinach entfernt lag, und ſchon damals ward jener Plan gefaßt. Geralds Vater hatte noch ſterbend ſeinem Sohne dieſen Lieblingswunſch an das Herz gelegt und Edith wurde ausdrücklich dafür erzogen. Während der junge Offizier die erſten Grade ſeiner militäriſchen Laufbahn durchmachte, wuchs ſeine Verlobte, welche früh die Mutter verloren hatte, im Hauſe ihres Vaters auf, deſſen verzogener und vergötterter Liebling ſie war. Die weite Entfernung hatte bisher ein Wiederſehen des jungen Paares verhindert, als beim Ausbruche des Aufſtandes Geralds Regiment ganz unerwartet nach Cattaro beordert wurde. Der Zufall fügte es in der That, daß er mit ſeiner erſten Kriegsfahrt auch die Brautfahrt machte.

Am Landungsplatze hatte inzwiſchen die Ausſchiffung begonnen, aber in dem allgemeinen Durcheinander der Ankommenden und Begrüßenden ließ ſich kaum irgend eine Einzelheit unterſcheiden. Endlich löſte

sich eine Gruppe von Offizieren aus dem Gewühl und schlug die Richtung nach der Stadt ein, aber es verging noch eine halbe Stunde, bis der Kommandant mit seinem Gast in das Zimmer trat.

Oberst Arlow, eine stattliche, militärische Erscheinung in den besten Mannesjahren, führte den jungen Offizier seiner Tochter zu, indem er scherzend sagte:

„Herr Gerald von Steinach, Lieutenant bei den Kaiserjägern, wünscht dir vorgestellt zu werden, mein Kind. Sieh, ob du in diesem jungen Kriegsmanne die Züge des ehemaligen Gespielen wiederfindest. Du, Gerald, wirst freilich das Kind von damals nicht wiedererkennen, es hat sich doch einigermaßen verändert im Laufe der Jahre."

Es lag ein glücklicher Vaterstolz in den letzten Worten und in dem Blicke, der über die Tochter hinglitt, und der Stolz war in der That berechtigt, Edith sah unendlich reizend aus in diesem Augenblick.

Gerald trat in voller Unbefangenheit auf sie zu und streckte ihr mit einem einfach herzlichen „Grüß Gott, Edith!" die Hand entgegen. Der alte Gruß aus der Heimat klang so vertraut in seinem Munde, als hätte er gestern erst von seiner kleinen Braut Abschied genommen. Edith sah zu der hochgewachsenen

Gestalt des jungen Offiziers empor, sie begegnete seinen Augen, die ernst, aber freundlich auf ihren Zügen ruhten, und urplötzlich ging ihr die ganze Haltung verloren. Eine glühende Röte überflutete ihr Antlitz, das Begrüßungswort erstarb ihr auf den Lippen und stumm und verwirrt stand sie da, ohne zu wissen, wie lieblich sie gerade in dieser Befangenheit aussah.

Gerald küßte ritterlich die kleine Hand, die in der seinigen lag, doch nur für einen Augenblick, dann gab er sie wieder frei. Er empfing offenbar einen sehr angenehmen Eindruck von seiner jungen Braut, aber tieferen oder gar leidenschaftlichen Eindrücken war seine Natur nicht zugänglich.

Er bemerkte jetzt erst, daß sich noch eine zweite Dame im Hintergrunde des Zimmers befand und wandte sich mit einer fragenden Bewegung an den Oberst.

„Meine Pflegetochter Danira!“ sagte dieser leicht hin. Er schien eine weitere Vorstellung nicht für notwendig zu halten und es lag auch eine gewisse Nachlässigkeit in dem Tone.

Der junge Offizier verneigte sich und dabei streifte ein halb verwunderter Blick die seltsam düstere Er-

ſcheinung des Mädchens, das mit kalter Gemeſſenheit ſeinen Gruß erwiderte, ohne das Auge emporzuheben.

Gerald überbrachte Grüße und Briefe ſeiner Mutter und damit war der Anknüpfungspunkt zu einem Geſpräche gegeben, das äußerſt lebhaft wurde und ſchon nach wenigen Minuten den letzten Reſt von Fremdheit beſeitigte, der noch zwiſchen dem jungen Paare lag. Edith hatte ihre augenblickliche Befangenheit überwunden und nahm nun auch ihrerſeits den alten vertraulichen Ton der Kinderjahre wieder auf. Sie ſprühte von Heiterkeit und Übermut, wie das ihre Art war, aber all ihre Lebhaftigkeit vermochte es nicht, Gerald mit fortzureißen. Er war artig, ritterlich, herzlich ſogar und gab bereitwillig Auskunft auf all' die Fragen nach ſeiner Reiſe, nach der Heimat und der Mutter, aber er that es mit jener ernſten, kühlen Gelaſſenheit, die nun einmal unzertrennlich von ſeinem Weſen zu ſein ſchien.

Endlich wandte ſich das Geſpräch auf den bevorſtehenden Feldzug. Der Oberſt nahm den Aufſtand nicht von der leichten Seite, wie ſo viele der Offiziere. Er ſprach mit Ernſt, ja mit Beſorgnis davon und jetzt zum erſtenmale zeigte ſich Gerald wirklich intereſſiert. Er war offenbar mit Leib und Seele Soldat

und Edith bemerkte mit eben so viel Befremden als Mißvergnügen, daß ihrem Bräutigam die Kriegsfahrt weit mehr am Herzen lag als die Brautfahrt. Ihr war es mit all ihrer Liebenswürdigkeit nicht gelungen, einen Funken aus dieser immer gleichen Ruhe herauszulocken, jetzt aber, wo von Gebirgspässen, Verschanzungen, Angriffen und sonstigen uninteressanten Dingen die Rede war, leuchteten seine Augen und sein Gesicht begann sich vor Eifer zu röten.

Die junge Dame war es gewöhnt, daß man sich in erster Linie mit ihr beschäftigte und fühlte sich sehr beleidigt, daß man in ihrer Gegenwart an solchen Dingen Interesse nahm. Ihr Mund verzog sich immer mehr zum Schmollen und die Falte auf der sonst so klaren Stirn verkündete eine höchst ungnädige Stimmung. Leider bemerkte das Gerald nicht einmal, er vertiefte sich immer mehr in die militärischen Erörterungen mit dem Kommandanten.

Nur einmal stockte er mitten in der Rede. Er hatte eine Frage an den Oberst gerichtet und nach den Bergen hinüberdeutend, wandte er sich mit einer raschen Bewegung dem Fenster zu, als er plötzlich Danira gewahrte, von der niemand weiter Notiz genommen hatte. Sie stand halb verborgen hinter dem

Vorhange, scheinbar abgewendet und dennoch verriet ihr Antlitz fieberhafte Spannung, atemloses Lauschen, sie las die Worte förmlich von den Lippen der Männer.

Einen Augenblick lang begegnete ihr Blick dem des jungen Offiziers. Es war das erste Mal, daß er überhaupt ihre Augen sah, aber es war etwas Drohendes, Unheimliches, das ihm aus diesen dunklen Tiefen entgegenblitzte. Was — das vermochte er nicht zu enträtseln, denn es dauerte eben nur einen Augenblick, dann senkten sich die Wimpern und über die Züge des Mädchens legte sich wieder jene starre, eisige Ruhe, die sie gewöhnlich zeigten.

Der Oberst beantwortete jene Frage sehr ausführlich und die Debatten der Herren wurden immer lebhafter. Fräulein Edith hörte noch einige Minuten zu, als die beiden aber gar nicht von ihren Gebirgspässen und Verschanzungen loskamen, war ihre Geduld zu Ende. Sie erhob sich mit der ganzen Freiheit und Unart eines Kindes und sagte in einem Tone, der spöttisch sein sollte und sehr gereizt klang:

„Komm, Danira, wir wollen die Herren bei ihren militärischen Gesprächen allein lassen. Wir stören sie nur in diesen interessanten Erörterungen.“

Damit ergriff sie ohne weiteres den Arm ihrer Pflegeschwester und zog sie mit sich in das Nebenzimmer. Gerald sah ihnen höchst erstaunt nach, er hatte augenscheinlich keine Anhnung von dem Verbrechen, dessen er sich schuldig gemacht. Arlow dagegen lachte.

„Ja, so, wir hatten die Gegenwart der Damen vergessen! Sie nehmen sich die Freiheit, uns zu zeigen, wie sehr unsere Kriegsgeschichten sie langweilen, und sie haben am Ende recht. Du bist bei Edith in Ungnade gefallen, Gerald, und wirst dir Verzeihung holen müssen."

Gerald schien durchaus keine Eile damit zu haben, er erwiderte mit vollkommener Ruhe:

„Ich bedauere, aber ich glaubte wirklich bei Edith einiges Interesse für diesen Feldzug voraussetzen zu dürfen, in dem ich mir die Sporen verdienen soll."

„Vielleicht fürchtet sie, über den Feldzug vergessen zu werden," sagte der Oberst mit leisem Tadel. „Es hatte in der That beinahe den Anschein dazu. Meine kleine Edith ist verwöhnt in dieser Hinsicht. Möglich, daß ich sie etwas verzogen habe, man ist immer schwach gegen sein einziges Kind. Ich freue mich, daß du so mit Leib und Seele deinem Berufe ergeben

biſt, aber junge Mädchen wollen in einem Bräutigam nun einmal vor allen Dingen den Freier ſehen. Der Kriegsheld ſteht bei ihnen erſt in zweiter Linie. Merke dir das, mein Junge, und richte dich in Zukunft danach.“

Gerald lächelte flüchtig. „Sie haben recht, vielleicht bin ich zu ſehr Soldat, aber ſollte mir Edith im Ernſte einen Vorwurf daraus machen? Sie iſt die Tochter und die Braut eines Soldaten und lebt doch hier inmitten all der Aufregungen und Vorbereitungen des Feldzuges. Ihre Gefährtin ſchien mir weit mehr Intereſſe daran zu nehmen.“

„Danira? Möglich, ich habe nicht darauf geachtet.“

„Wer iſt dieſe Danira eigentlich? Es liegt etwas Eigentümliches, Fremdartiges in ihrer Erſcheinung. Sie kann unmöglich aus deutſchem Blute ſtammen. Jeder Zug an ihr verrät die Slavin.“

„Ja, dies Blut verleugnet ſich nicht‘“ ſagte Arlow unmutig. „Du haſt ganz recht geſehen, das Mädchen entſtammt dem Volke, das uns jetzt ſo viel zu ſchaffen macht und da haſt du gleich ein Bild dieſes Volkes vor Augen. Als Danira in mein Haus kam, war ſie ein Kind, das noch gar keine tieferen Eindrücke der Heimat aufgenommen haben konnte. Sie hat die

gleiche Erziehung genoſſen wie Edith, iſt wie eine Tochter des Hauſes gehalten worden, hat ausſchließlich in unſeren Kreiſen gelebt, und doch iſt dieſe wilde, trotzige Slavennatur die gleiche geblieben. Das iſt weder mit Güte noch mit Strenge zu beugen.“

„Aber wie kam dieſe Pflegetochter denn in Ihr Haus? Haben Sie ſie freiwillig aufgenommen?“

„Ja und nein, wie man es nehmen will! Als ich auf meinen hieſigen Poſten berufen wurde, war der Aufſtand, den man damals endgültig zu unterdrücken glaubte, und der jetzt wie ein Funke aus der Aſche wieder auflodert, eben im Erlöſchen begriffen. Es gab aber noch täglich Gefechte in den Bergen; bei einem derſelben fiel einer der Führer der Inſurgenten ſchwer verwundet in unſere Hände und wurde als Gefangener hierhergebracht. Nach einigen Tagen erſchien ſein Weib mit ihren beiden Kindern und begehrte ihn zu ſehen und zu pflegen, was ihr auch gewährt wurde. Der Mann erlag ſeinen Wunden, die Frau, die ſich in unſerem Lazarett das damals leider herrſchende bösartige Fieber geholt hatte, folgte ihm in kurzer Zeit und die Kinder, Danira und ihr Bruder, waren völlig verwaiſt.“

Gerald hörte mit ſteigender Teilnahme zu; die

junge Slavin wäre ihm wahrſcheinlich gleichgültig geweſen, aber ihre Herkunft feſſelte ſein Intereſſe und er folgte aufmerkſam der Erzählung des Kommandanten, der jetzt fortfuhr:

„Es war eine Pflicht der Menſchlichkeit und zugleich eine Ehrenſache, ſich der Waiſen anzunehmen, ich und meine Offiziere waren einig darin, und daß es höheren Orts nicht ungern geſehen wurde, wenn die Sprößlinge eines der gefürchtetſten Inſurgentenhäuptlinge in unſerer Obhut und Erziehung blieben, wußten wir. Ausgleich und Verſöhnung waren ja damals die Parole. Einſtweilen nahm ich die Kinder in mein Haus, aber ſchon nach wenigen Wochen war der Knabe eines Morgens verſchwunden.“

„Er war entflohen?“

„Das glaubten wir anfangs, aber es zeigte ſich bald, daß er von ſeinen Stammesgenoſſen entführt worden war. Danira entging demſelben Schickſal jedenfalls nur dadurch, daß ſie in dem gleichen Zimmer mit Edith ſchlief. Die Weiber gelten ja überhaupt nicht viel bei dieſem Volke. Den Sohn ihres Häuptlings in unſeren Händen zu laſſen, galt ihnen für eine Schande, das Mädchen hatte keinen Wert für ſie.“

„Und so blieb es also in Ihrem Hause?“

„Ja, auf ausdrücklichen Wunsch meiner verstorbenen Frau. Ich war von Anfang an dagegen und der Erfolg hat mir Recht gegeben. Alle Mühe und alle Freundlichkeit waren verschwendet an diesem Mädchen, das uns noch jetzt, nach Jahren, so fremd und ich möchte beinahe sagen, so feindselig gegenübersteht, wie am ersten Tage. Wüßte ich nicht, daß die heitere, sonnige Natur meiner Edith instinktmäßig solche Einflüsse abwehrt, ich würde wegen dieses Umganges besorgt sein und hätte ihm längst ein Ende gemacht.“

„Mir sind solche rätselhafte Naturen auch nicht sympathisch,“ sagte Gerald rasch und mit einem Ausdruck, der fast Widerwillen verriet. „Es liegt etwas Unheimliches in dieser Erscheinung. Ich sah ihre Augen vorhin nur während eines Augenblickes, aber es war, als blickte ich in eine dunkle, drohende Gewitternacht. Dagegen erscheint Edith nun freilich wie ein heller Frühlingstag, allerdings mit etwas — Aprilwetter.“

Der Oberst lachte laut auf bei dem Vergleiche.

„Hast du das schon herausgefunden? Ja sie ist launisch wie ein Apriltag. Regen und Sonnen-

schein in einer Minute! Aber ich kann dir den Trost geben, daß der Sonnenschein überwiegt, du mußt es nur verstehen, ihn hervorzulocken. Und nun geh zu ihr, damit euer erstes Wiedersehen nicht gleich mit einem Mißklange endigt. Ihr macht das am besten allein miteinander aus."

Er winkte seinem künftigen Schwiegersohn freundlich zu und ging. Gerald schien gar nicht an ein Einlenken gedacht zu haben, diesen Wink konnte er aber füglich nicht unbeachtet lassen und übrigens hatte der Vater recht, diese erste Stunde des Zusammenseins durfte nicht mit einem Mißklange endigen. Der junge Mann wandte sich daher nach dem Nebenzimmer, wo die beiden Mädchen sich vermutlich noch befanden.

Sein Kommen war wohl erwartet worden, denn bei seinem Eintritt flatterte etwas davon, wie ein aufgescheuchter Vogel und er sah noch Ediths helles Sommerkleid hinter der Thür des anstoßenden Gemaches verschwinden. Das Verbergen aber schien nicht sehr ernstlich gemeint zu sein, denn außer jenem Kleide blieb auch noch ein Füßchen sichtbar, das die Stellung der Lauschenden verriet. Gerald wandte sich an Danira, die ihren Platz nicht verlassen hatte.

„Ich wünschte Edith auf einige Minuten zu sprechen. Ich glaubte sie noch hier zu finden.“

„Edith hat Kopfschmerz und wird erst bei Tische wieder erscheinen, sie wünscht jetzt ungestört zu bleiben.“

Während Danira sich gleichgültig ihres Auftrages entledigte, trat sie etwas zurück, als erwarte sie, der junge Offizier werde das Verbot nicht beachten, sondern sich trotzdem Eingang verschaffen. Er mußte ja seine Braut in ihrem Versteck gewahren und einsehen, daß ihm die Absolution nur erschwert werden sollte. In der That warf Gerald einen Blick dorthin, dann aber richtete er sich stramm und militärisch auf.

„So bitte ich, mich dem gnädigen Fräulein zu empfehlen,“ sagte er laut, grüßte kurz und verließ das Zimmer, ohne sich umzusehen.

Kaum war er fort, so kam Edith hinter der Thür zum Vorschein. Sie sah mehr erstaunt als entrüstet aus und konnte augenscheinlich die empfangene Zurechtweisung nicht begreifen.

„Er geht wirklich!“ rief sie zornig. „Er mußte doch sehen, daß ich im Zimmer war, daß ich ihn erwartete — er wollte mich vermutlich nicht finden.“

Danira zuckte die Achseln. „Ich fürchte, es wird dir nicht so leicht werden, diesen Mann zu „gewöhnen“.

Er läßt nicht mit sich spielen, das hat er dir soeben gezeigt."

Edith stampfte mit ihrem kleinen Fuß auf den Boden, wie ein unartiges Kind.

„Ich sagte es dir ja, er hat eine abscheuliche Anlage zum Schulmeistern, aber — er gefiel mir gerade in seinem Trotz. Er sah ganz heldenmäßig aus, als er sich so kriegerisch aufrichtete und sporenklirrend davonschritt."

Sie versuchte im vollsten Übermut Geralds Gang und Haltung nachzuahmen, aber Danira lächelte nicht einmal dazu, sie sagte kalt und ernst:

„Hüte dich vor diesem Trotz — er wird dir noch zu schaffen machen!"

Zweites Kapitel.

Fast drei Wochen waren seit der Ankunft des Regimentes verstrichen. Der größte Teil desselben war schon nach dem Schauplatz der Insurrektion aufgebrochen, nur die Abteilung Geralds befand sich noch in Cattaro. Seine Ungeduld wurde dadurch freilich auf eine harte Probe gestellt. Er war mit seinen Leuten einstweilen nach dem Kastell beordert worden, das sich über der Stadt erhob, und augenblicklich nur zur Aufbewahrung von Gefangenen diente. Der Dienst war daher sehr leicht und der junge Offizier konnte täglich einige Stunden in der Stadt und bei seiner Braut zubringen, was auch regelmäßig geschah.

Es war noch sehr zeitig am Morgen. Die Frühnebel lagen dicht auf der Bucht und den Bergen und am Hafen regte sich noch wenig von dem gewohnten

Treiben. Unter den einzelnen Schiffern und Arbeitern, die schon zur Stelle waren, zeigte sich auch die Gestalt Georg Moosbachers, der in voller Uniform auf- und abspazierte, sich aber sichtlich dabei langweilte.

Er hatte es zwar versucht, mit einem der Schiffer ein Gespräch anzuknüpfen, da dieser aber nur slavisch verstand und die Pantomime zur Verständigung nicht ausreichte, so mußte die Unterhaltung abgebrochen werden. Jörg schlenderte mißmutig weiter und brummte etwas von unwissendem Volk, das nicht einmal tyroler Deutsch verstehe, als eine Stimme hinter ihm sagte:

„Das ist ja der Jörg vom Moosbacher Hofe!“

Der Gerufene fuhr auf und wandte sich um. Vor ihm stand ein Geistlicher, in der Ordenstracht der Franziskaner, eine hohe Gestalt, mit ernsten, tiefdurchfurchten Zügen, in denen jedoch keine Strenge lag, die Augen hatten vielmehr einen unverkennbaren Ausdruck von Güte und Wohlwollen, und derselbe Ausdruck lag auch in seiner Stimme, als er jetzt hinzusetzte:

„Grüß Gott, Jörg, hier in der Fremde!“

Jörg hätte beinahe einen höchst respektwidrigen Freudensprung gemacht, statt dessen aber beugte er

sich nieder und küßte ehrfurchtsvoll die Hand des Priesters.

„Hochwürden Pater Leonhard! Hab' ich doch nicht gedacht, daß Sie auch hierher an das Ende der Welt kommen würden. Ich meinte, Sie säßen daheim im schönen Tyrol unter den Christenmenschen!"

„Nun unter die Heiden scheine ich hier auch nicht geraten zu sein, denn das Erste, was mir in Cattaro begegnet, ist eins meiner Beichtkinder," sagte der Pater lächelnd. „Ich bin gestern erst angelangt und bin gesandt, um den Pater Anton zu ersetzen, der das Klima nicht vertragen kann. Ich werde statt seiner das Regiment begleiten."

Das Antlitz des jungen Soldaten verklärte sich förmlich bei dieser Nachricht.

„Sie gehen mit uns, Hochwürden? Gott sei Dank! Dann haben wir doch ein Gutes in der Wildnis — Krivoscie nennen sie das Ding! Das ist schon ein so barbarischer Name, daß eine ehrliche tyroler Zunge ihn gar nicht aussprechen kann. Da oben giebt es nämlich nichts als Steine, Räubergesindel und Ziegen, zu essen findet man nichts und zu trinken" — Jörg seufzte tief und schmerzlich — „zu trinken noch weniger, und wenn man sich abends

niederlegt, kann es passieren, daß man mit abgeschnittenem Kopfe wieder aufwacht."

„Das wären allerdings traurige Verhältnisse! Aber wie ich höre, ist das Regiment längst von Cattaro abgegangen. Was thust du denn noch hier in der Stadt?"

„Wir sind einstweilen hier geblieben, der Herr Lieutenant, ich und noch einige fünfzig Mann. Wir sitzen da oben in dem alten Gemäuer — Kastello heißt man es — und bewachen ein paar von den Ohrenabschneidern, die wir glücklich erwischt haben. Der Herr Gerald ist natürlich wütend darüber, aber das hilft ihm nichts!"

„Gerald von Steinach?" fragte der Pater. „Ich glaube nicht, daß er die Verzögerung so schwer erträgt, da Oberst Arlow Kommandant der hiesigen Garnison ist."

„Ich glaube, er wäre viel lieber da oben bei den Wilden," sagte Jörg lakonisch.

„Weshalb? Ist denn seine Braut nicht in der Stadt?"

„Das schon! Und er ist auch Bräutigam, das steht fest, aber — die Geschicht' gefällt mir nicht!"

Pater Leonhard ſtutzte. „Was gefällt dir nicht? Die Braut des Herrn von Steinach?“

„Das gnädige Fräulein?“ rief Jörg enthuſiaſtiſch. „Das iſt, mit Reſpekt zu ſagen, ein Prachtmädel! Die ſieht aus wie der leibhaftige Sonnenſchein und lachen kann ſie und Poſſen treiben wie ein Kobold. Ich ſteh' bei ihr ſehr in Gnaden und muß ihr ſtets von unſerem Tyrol erzählen, wo ſie ja auch geboren iſt. Nein, die gefällt mir ſehr, Hochwürden.“

„Nun, was meinteſt du denn aber mit deiner Bemerkung?“

Der junge Soldat fuhr verlegen mit der Hand durch ſein ſchwarzes Kraushaar.

„Ich weiß nicht — der Herr Gerald küßt ihr ja immer die Hand und bringt ihr auch Blumen und reitet und fährt mit ihr ſpazieren — aber ich würde mit meinem Schatz anders umgehen.“

„Das glaube ich,“ ſagte der Pater mit einem flüchtigen Lächeln. „Aber in den Kreiſen des Freiherrn von Steinach freit man anders, als im Moosbacher Hofe.“

„Schon recht! Ich weiß ſchon, daß es bei den Vornehmen anders zugeht, als bei unſereinem, aber wenn man verliebt iſt, dann iſt's eins beim Bauer

wie beim Grafen, und verliebt ist der Herr Gerald blutwenig. Kurz und gut — die Sache hat einen Haken und da müßte sich eigentlich eine hochwürdige Geistlichkeit einmischen und sie wieder in Ordnung bringen."

Er blickte so treuherzig bittend zu dem Priester auf, daß man wohl sah, er war felsenfest überzeugt, eine hochwürdige Geistlichkeit könne alles in Ordnung bringen, was sie überhaupt in die Hand nahm. Pater Leonhard aber sagte abwehrend:

„Nein, Jörg, dergleichen muß das junge Paar allein unter sich ausmachen, da taugt keine Einmischung. Sie werden sich schon näher kennen und lieben lernen. Gerald von Steinach ist ja ein vortrefflich angelegter Charakter."

„Ja, leider nur gar zu vortrefflich!" fuhr Jörg heraus. „Ich glaube, er hat noch nie in seinem ganzen Leben eine Dummheit gemacht und Dummheiten muß der Mensch machen, Hochwürden, dafür ist er Mensch, das geht nicht anders."

„Das hast du allerdings hinreichend bewiesen. Der Moosbacher und die Bäuerin sind in Sorge, wie es ihrem leichtsinnigen und etwas rauflustigen Buben in der Fremde gehen mag. Ich habe ihnen versprochen, ein Auge auf dich zu haben, aber ich

denke doch, du hast das Versprechen gehalten, das du mir beim Abschiede gabst. — Woher stammt denn die Beule da auf deiner Stirn?"

Jörg fuhr schnell mit der Hand nach dem Kopfe und zog das Käppi herunter, so daß die verdächtige Stelle verdeckt wurde.

„Das ist nicht der Rede wert! Das war nur zum Vergnügen, damit man doch nicht ganz aus der Übung kommt. Übrigens hat der Bartel angefangen, er gab mir einen Faustschlag, aber nur einen einzigen und ich gab ihm sechs zurück. Er kommt mir sobald nicht wieder nahe."

„Jörg, du bist unverbesserlich!" sagte der Pater ernst, aber der Sünder sollte für diesmal noch der verdienten Strafrede entgehen, denn gerade jetzt erschien Gerald, der vom Kastell kam, und überrascht und erfreut den Geistlichen begrüßte, von dessen Ankunft er gleichfalls noch nichts wußte.

Auch hier wurden Grüße und Fragen nach der Heimat ausgetauscht und als Pater Leonhard erklärte, daß er im Begriff sei, den Kommandanten aufzusuchen, erbot sich der junge Offizier, ihn dorthin zu geleiten. Zuvor aber wandte er sich noch einmal um mit der Frage:

„Die Maultiere sind doch rechtzeitig bestellt, Jörg?“

„Ja, Herr Lieutenant, in einer halben Stunde sind sie vor dem Hause des Herrn Oberst.“

„Gut, ich denke, die Damen werden bis dahin fertig sein. Melde es mir, wenn die Tiere da sind.“

Er schritt im Gespräch mit dem Priester davon und Jörg folgte, in höchster Befriedigung darüber, daß eine hochwürdige Geistlichkeit mit in die „Wildnis“ ging, wie er hartnäckig die Krivoscie nannte.

Im Hause des Oberst war trotz der frühen Stunde schon alles wach und bereit zu dem Ausfluge, den man gestern verabredet hatte, bis auf Fräulein Edith, der es in letzter Stunde noch einfiel, ihre Teilnahme an der Partie zu verweigern. Sie fand das Wetter zu unsicher, den Weg zu weit, den Ritt zu anstrengend, kurz, sie wollte zu Haus bleiben und der Vater, anstatt dieser Launenhaftigkeit mit einem Machtworte entgegenzutreten, versuchte es mit Vorstellungen.

„Aber Kind, so nimm doch Vernunft an,“ ermahnte er. „Was soll Gerald davon denken, wenn du wirklich zurückbleibst? Muß er nicht glauben, daß dir seine Nähe und seine Begleitung ganz gleichgültig ist?“

„Vielleicht ſo ſehr, wie ihm die meinige!“ lautete die trotzige Antwort. „Nun gut, dann ſind wir quitt.“

„Ihr hattet geſtern eine kleine Scene miteinander? Ich ſah es an Euren Mienen, als ich in das Zimmer trat und das ſoll nun der arme Junge büßen. Nimm dich in acht, Edith, und ſpanne die Saite nicht zu ſtraff, er iſt nicht allzu nachgiebig in dieſer Hinſicht.“

„Papa, du haſt mich lieb, nicht wahr?“ Die Stimme des jungen Mädchens hatte einen ganz ungewohnten herben Klang. „Du würdeſt ſelbſt einen Lieblingswunſch opfern um meinetwillen, du würdeſt mich nie zu einer Verbindung zwingen, die —“

„Um Gotteswillen, was ſoll das heißen?“ rief der Oberſt, im vollen Ernſte erſchrocken. „Was iſt denn zwiſchen euch vorgefallen?“

Statt aller Antwort begann Edith zu weinen, ſo bitter und ſchmerzlich, daß der Vater in die höchſte Beſorgnis geriet.

„Aber Kind, was haſt du denn eigentlich gegen Gerald? Iſt er nicht ein aufmerkſamer, ritterlicher Bräutigam? Erfüllt er nicht jeden deiner Wünſche? Ich begreife dich nicht.“

„O ja, er iſt aufmerkſam und ritterlich und — eiſig, daß es mich bisweilen ganz kalt anweht. Damit

hatte recht, als sie mir schon beim Anblick seines Bildes sagte, er könne überhaupt nicht lieben und würde es nie lernen. Ich habe noch nicht ein inniges, zärtliches Wort aus seinem Munde gehört, aber dafür spielt er den Mentor bei jeder Gelegenheit und wenn ich das nicht dulde, dann zuckt er die Achseln und lächelt mitleidig, wie man über ein Kind lächelt — das ertrage ich nicht länger!"

Der Oberst ergriff die Hand des leidenschaftlich erregten Mädchens und zog es an sich.

„Edith, du weißt, wie sehr mir und Geralds Mutter dieser Wunsch am Herzen liegt, aber du weißt auch, daß ich dich niemals zwingen werde. Sei aufrichtig, spricht in deinem Herzen wirklich keine Stimme für den Jugendgespielen?"

Eine verräterische Glut floß über Ediths Gesicht und sich in die Arme des Vaters schmiegend verbarg sie den Kopf an seiner Brust.

„Er hat mich ja nicht lieb!" schluchzte sie. „Er hat nichts als den Feldzug im Kopfe. Der Boden brennt ihm hier unter den Füßen, er möchte fort, je eher, je lieber, daß ich zurückbleibe, kümmert ihn nicht im mindesten."

„Du irrst," sagte Arlow ernst aber mit voller

Überzeugung. „Gerald könnte etwas weniger Soldat und etwas mehr Bräutigam sein, das gebe ich zu, aber an seiner Liebe darfst du nicht zweifeln. Leidenschaftlichkeit liegt nun einmal nicht in seinem Charakter, aber je mehr ich diesen Charakter kennen lerne, je mehr bürgt er mir für dein künftiges Glück. Hast du es denn schon versucht, ihn ernstlich zu fesseln? Ich glaube nicht.“

Edith richtete sich empor, sie ließ sich offenbar sehr gern überzeugen und leise fragte sie:

„Du meinst Papa? —“

„Ich meine, daß Gerald bisher schon mehr von deinen Launen kennen gelernt hat, als von deiner Liebenswürdigkeit. Sollte es meiner kleinen Edith denn wirklich nicht gelingen, Funken aus dem Stein zu schlagen, wenn sie es auf diesem Wege versucht? Sie weiß ja doch sonst überall ihren Willen durchzusetzen. — Und nun geh' mein Kind und mache dich fertig zu dem Ritt, ich werde inzwischen den Herrn Lieutenant einmal ins Gebet nehmen. Er hat jedenfalls keine Ahnung davon, wie übel ihm sein Kriegseifer ausgelegt wird.“

Die junge Dame fand es diesmal für gut, der Weisung zu folgen. Mitten durch ihre Thränen brach

schon wieder ein Lächeln, denn soeben ertönte Geralds Stimme im Vorzimmer.

„Da ist er!“ flüsterte sie. „Verrate es ihm nicht Papa, daß ich geweint habe,“ und ohne eine Antwort abzuwarten schlüpfte sie aus dem Zimmer.

Der Oberst schüttelte lächelnd den Kopf, er war jetzt beruhigt über eine etwaige Abneigung seiner Tochter gegen den ihr bestimmten Bräutigam, aber aus dem „ins Gebet nehmen“ wurde für heute nichts, da Gerald in Begleitung des Pater Leonhard erschien, den er dem Kommandanten vorstellte.

Der Nebel begann zu sinken als die kleine Kavalkade die Stadt verließ. Es ging vorbei an den Befestigungsmauern, an dem Kastell, das dräuend von seinem Felsen herabschaute, ins Freie. Das Ziel des heutigen Ausfluges war ein Fort, das einige Stunden entfernt auf steiler Höhe lag und in seiner beherrschenden Lage eine weite und prachtvolle Aussicht gewährte. Man wollte bei dieser Gelegenheit auch dem dort kommandierenden Offizier einen kurzen Besuch abstatten, denn die Beschränkung, die Fremden den Eintritt untersagte, existierte natürlich nicht für den Schwiegersohn des Kommandanten. Der Oberst selbst wurde durch Dienstgeschäfte in der Stadt zurück-

gehalten und so begleitete Gerald allein die beiden Damen.

Die Bergstraße, die hauptsächlich militärischen Zwecken diente, und deshalb vorzüglich angelegt war, begann unmittelbar hinter der Stadt. Anfangs zeigten sich noch Bäume und Gebüsche zu beiden Seiten, aber bald verschwand das Grün und der Weg stieg durch ödes, felsiges Gestein und in zahlreichen Windungen empor zu der Höhe.

Der schwere, dichte Wolkenvorhang, der bei Tagesanbruch die ganze Landschaft verbarg, begann sich immer mehr zu lichten, er ward zum leichten durchsichtigen Schleier und zerrann endlich ganz in bläulichen Duft. Immer tiefer sank die Bucht mit ihren Umgebungen und immer höher und schroffer stiegen die Berge empor, je mehr man sich ihnen näherte.

Bei Edith kam das „Aprilwetter" heute zu seinem vollen Rechte, dem Regenschauer von heut morgen war heller Sonnenschein gefolgt. Man sah es diesen leuchtenden, lachenden Augen nicht an, daß sie noch vor einer Stunde Thränen vergossen hatten. Die zierliche Gestalt in dem dunkelblauen Reitkleide mit dem wehenden Schleier saß so leicht und graziös auf

dem Maultiere und erſchien ſo friſch und ſonnig wie der Tag, der ſich dort aus den Nebeln empor-rang.

Ob die väterliche Ermahnung beherzigt worden war, oder ob Edith ſich wirklich vorgenommen hatte, Funken aus dem Stein zu ſchlagen, genug, ſie war heut von einer ſo bezaubernden Liebenswürdigkeit, daß ſelbſt die kühle Ruhe Geralds nicht davor Stand hielt. Er hätte auch in der That von Stein ſein müſſen, um gleichgültig zu bleiben bei dieſem Sprüh-feuer von Scherzen und Neckereien. Das Lächeln, das ſeinen ernſten Zügen ſo gut ſtand und doch ſo ſelten darauf erſchien, zeigte ſich immer häufiger und er ließ ſich ganz gegen ſeine Gewohnheit von der Heiter-keit ſeiner Braut mit fortreißen.

Während ſo das junge Paar im beſten Einver-nehmen vorausritt, folgte Danira langſamer. Sie hielt wie unabſichtlich ihr Maultier um einige Schritte zurück, und der Raum zwiſchen ihr und den beiden andern ward unmerklich immer größer. Den Beſchluß des Zuges machte Jörg, der wohlgemut dahin trabte und Betrachtungen darüber anſtellte, wie thöricht es doch von ſeinem Lieutenant ſei, ſich ſo nach dem Feldzuge zu ſehnen, wo man in Staub und Sonnen-

glut marschieren mußte, während man hier so ganz bequem auf Maultieren spazieren ritt.

Sie hatten ungefähr die Hälfte des Weges zurückgelegt, als ihnen ein einzelner Reiter begegnete. Er trug die malerische Tracht der Bergvölker des Landes, die der kraftvollen Gestalt und dem dunklen Gesicht des schon älteren Mannes vorzüglich stand. Die reiche Kleidung und das kleine aber tüchtige Bergpferd, mit seinem glänzend braunen Fell und buntem Zaumzeug, verrieten, daß er zu den Reichen und Angesehenen seines Volkes gehörte, und überdies ging ihm noch ein Diener oder Untergebener voraus, der gleichfalls die Landestracht trug, aber zu Fuße war.

Die beiden kamen einen steilen Saumpfad herab, der hier in die Bergstraße mündete, und in einer schmalen Windung der letzteren trafen sie mit Gerald und Edith zusammen. Der Fremde hielt sein Pferd an, um sie vorbei zu lassen, er grüßte stolz und würdevoll, aber dabei fiel ein feindseliger Blick auf den jungen Offizier. Dieser dankte militärisch und Edith, der die imponirende Erscheinung gefiel, neigte freundlich das Haupt.

Sie waren bereits eine Strecke voraus, als Danira jene Stelle passierte. Der Fremde hielt noch immer

ernst und unbeweglich auf seinem Roß, auf einmal strauchelte das Maultier des jungen Mädchens, bäumte sich dann hoch auf und machte einen Sprung gegen die Felswand. Es war ein gefährlicher Moment, als jener Reiter mit kräftigem Griff die Zügel des Tieres packte und es festhielt. Dabei sagte er halblaut einige Worte in slavischer Sprache, Danira antwortete ebenso, es mochte wohl ein Dank für die geleistete Hilfe sein. Einige Minuten hielten die Tiere dicht neben einander, während der Fremde weiter sprach, erst als Jörg herankam, gab er den Zügel frei und wandte sich mit kurzem Gruße ab, während Danira weiter ritt.

Auch Gerald und Edith waren aufmerksam geworden, sie hatten sich umgewandt und den Vorfall mit angesehen. Ein Grund zur Besorgnis war zwar nicht vorhanden, da die Reiterin fest im Sattel blieb, dennoch hielten sie an.

„Sieh da, Danira hat auf offener Bergstraße einen Ritter gefunden!“ sagte Edith lachend. „Ihre Landsleute pflegen doch sonst nicht gerade den Frauen Ritterdienste zu leisten; das scheint ein Ausnahmefall zu sein.“

„Es ist auch ein Ausnahmefall, wenn ein ruhiges

und ſicheres Maultier auf glattem Wege ſtrauchelt,“ erwiderte Gerald, ohne den Blick von jener Gruppe abzuwenden. „Ich begreife nicht, wie das überhaupt geſchehen konnte, es muß gereizt worden ſein.“

„Da biſt du ja! Was iſt denn vorgefallen?“ rief Edith ihrer Pflegeſchweſter entgegen, die bei dem kleinen Unfall ganz gleichgültig geblieben war und jetzt ruhig entgegnete:

„Ich weiß es nicht; irgend etwas muß das Tier erſchreckt haben.“

„Kannten Sie den Mann, Fräulein Danira?“ fragte Gerald.

„Nein, ich dankte ihm nur für ſeine Hilfe.“

Die Antwort klang ſo beſtimmt und abweiſend, als wollte ſie jeder ferneren Frage vorbeugen. Der junge Offizier ſchwieg auch, er warf nur einen ſcharfen Blick zurück, wo der Fremde ſoeben in der Biegung des Weges verſchwand, Edith dagegen fragte neugierig:

„Kannteſt du ihn, Gerald?“

„Gewiß, es iſt Joan Obrevic, der Führer eines Hauptſtammes der Bergvölker, der ſich zwar noch nicht offen gegen uns erklärt hat, aber jedenfalls nur auf das Signal wartet, um gleichfalls in offene Empörung auszubrechen. Er iſt ſeit einigen Tagen in

Cattaro, angeblich um Unterhandlungen einzuleiten, und leider hat man ihn nicht ohne weiteres damit abgewieſen."

„Leider?" wiederholte Danira. „Sie ſcheinen das zu bedauern, Herr von Steinach."

„Gewiß, denn ich halte das Ganze nur für einen Vorwand, um Zeit zu gewinnen oder anderweitige Beſtrebungen zu verdecken. Joan Obrevic hat allerdings Grund, ſich vorläufig noch paſſiv zu verhalten, da ſein Sohn ſich in unſerer Gefangenſchaft befindet. Dieſer Sohn war einer der erſten, der ſich widerſetzte, als er zur Militärpflicht gezwungen werden ſollte, und dabei ſchoß er ohne weiteres den Offizier nieder, der das Detachement führte. Es war der Anfang jener blutigen Scenen, die ſich ſeitdem ſo oft wiederholt haben, aber es gelang wenigſtens, ſich des Mörders zu verſichern."

„Des Mörders — weil er ſeine Freiheit verteidigte?"

„Weil er den Offizier, der in ruhiger Unterhandlung vor ihm ſtand und auf keinen Angriff gefaßt war, meuchlings niederſchoß — bei civiliſirten Völkern nennt man das Mord, mein Fräulein!"

Frage und Antwort klangen in gleicher Schärfe,

aber jetzt mischte sich Edith ein, die mit äußerster Ungeduld zugehört hatte.

„Mein Gott, so hört doch endlich auf mit diesen politischen und militärischen Erörterungen! Ich werde den Jörg zu meinem Kavalier erheben, der giebt sich wenigstens Mühe, mich zu unterhalten und langweilt mich nicht mit Insurrektionsberichten.“

Die Drohung war wohl kaum ernstlich gemeint, dennoch schien sie Gerald so zu nehmen, er erwiderte kühl:

„Wenn du Jörgs Begleitung der meinigen vorziehst, so — muß ich mich allerdings fügen.“

Das war wieder das Achselzucken und das mitleidige Lächeln, das die junge Dame stets so außer sich brachte, es that auch heute seine Wirkung. Sie zog hastig den Zügel an, wandte sich dann um und rief laut:

„Jörg komm' hierher zu mir! Wir wollen vorausreiten!“ Und damit lenkte sie in den Saumpfad ein, der steil emporsteigend einen großen Bogen der Bergstraße abschnitt.

Jörg ließ sich das nicht zweimal sagen. Er setzte sich schleunigst in Trab und war schon in der nächsten Minute zur Stelle. Zwischen ihm und dem gnädigen Fräulein hatte sich bereits ein ganz vertrauliches

Verhältnis gebildet. Ihr gefiel der etwas derbe, aber drollige und dienstefrige Bursche, sie sah in ihm mehr den Jugendgespielen als den Untergebenen ihres Bräutigams und hatte sofort seine Bitte gewährt, ihn mit dem heimischen „du“ anzureden. Jörg seinerseits war nicht wenig stolz auf seine Vertrauensstellung, er hegte beinahe mehr Enthusiasmus für die Braut seines Lieutenants, als dieser selbst.

Es ging etwa zehn Minuten scharf bergan, dann erreichte man wieder die Straße und war nun allerdings den Zurückgebliebenen weit vorausgekommen. Edith hielt ihr Maultier an und Jörg that desgleichen.

„Wir warten wohl hier auf den Herrn Lieutenant?“ fragte er.

Die junge Dame warf einen Blick zurück. Ihr Zorn war bereits verflogen, aber strafen wollte sie Gerald doch für seinen Mangel an Galanterie, indem sie ihn zwang, mit Danira zu reiten. Sie wußte, daß er eine entschiedene Abneigung gegen ihre Pflegeschwester hegte und daß dies Gefühl gegenseitig war, denn auch Danira mied ihn, wo sie nur konnte. Edith ergötzte sich ungemein bei dem Gedanken an den Ärger der beiden, wenn sie auf ein längeres Alleinsein angewiesen waren.

„Nein, Jörg," sagte sie. „Da wir einmal voraus sind, so wollen wir auch die ersten droben am Fort sein — wenn du mir nämlich folgen willst?"

„Ich, gnädiges Fräulein — bis in die Krivoscie, wenn Sie befehlen!" rief Jörg, dessen Zunge jedesmal einen Krampfanfall zu bestehen hatte, wenn er das ominöse Wort aussprach.

„Nun so weit geht es für heute nicht, aber ich weiß diesen Beweis deiner Ergebenheit zu schätzen, die Krivoscie ist ja für dich der Inbegriff alles Schrecklichen. Um so besser! Da kommst du wenigstens nicht in Gefahr, dir eine von den Krivoscianerinnen mitzubringen, um sie daheim zur Moosbachbäuerin zu machen."

Der junge Tyroler ließ vor Schreck die Zügel fallen und bekreuzigte sich.

„Sankt Georg steh' mir bei! Da müßte ich doch zuvor den Verstand verloren haben und den Kopf dazu. Ich glaube, mein Vater verschriebe den ganzen Moosbacher Hof dem Kloster, wenn ich ihm eine solche Wilde in das Haus brächte, und da thät' er recht."

„Dein Vater erwartet natürlich, daß du ihm eine von den Mädchen des Landes als Schwiegertochter in das Haus führst?"

„Eine andere wird's auch nimmermehr!“ versicherte Jörg feierlich. „Es geht nichts über ein tyroler Madel! Das taugt mehr, als all' die andern zusammen.“

„Ich bin durchaus deiner Meinung, umsomehr, als ich ja auch im Grunde ein ‚tyroler Madel‘ bin, und wer weiß — wenn ich nicht schon versagt wäre, so hätte ich am Ende Aussicht, Bäuerin auf dem Moosbacher Hofe zu werden.“

„Ja, das könnt' schon passieren!“ meinte Jörg offenherzig. „Ich hätt' gar nichts dagegen, ich nähm' Sie gleich auf der Stelle, gnädiges Fräulein — aber es geht halt nicht an.“

Edith brach in lautes Lachen aus. „Nein, es geht wirklich nicht an, aber dein Antrag ist mir doch sehr schmeichelhaft, ich werde ihn jedenfalls ernstlich überlegen. Und nun laß uns weiterreiten, die Tiere haben genug geruht.“ Sie trieb ihr Maultier an und Jörg folgte. Er blieb respektvoll einige Schritte hinter der jungen Dame zurück, aber er empfand doch ein gewisses Bedauern darüber, daß es „halt nicht anging.“

Gerald und Danira verfolgten inzwischen allein ihren Weg. Die letztere hatte allerdings einen Mo-

ment angehalten, und gefragt: „Wollen wir nicht folgen?“

„Ich denke nicht,“ sagte Gerald mit so kühler Gelassenheit, daß man sah, er war durchaus nicht willens, der Laune seiner Braut nachzugeben. „Der Saumpfad ist steil und steinig. Ich wenigstens ziehe es vor, die bequeme Bergstraße zu reiten.“

„Und Edith eine Lehre zu geben,“ ergänzte Danira halblaut.

„Edith muß es allerdings lernen, meinem Beruf etwas mehr Interesse zu widmen, das ist unerläßlich für die Frau eines Soldaten.“

„Gewiß, ich fürchte nur, daß Sie mit dieser Art zu lehren, nichts erreichen werden.“

„Weshalb nicht? Edith ist noch ein halbes Kind und Kinder müssen erzogen werden. Wenn Sie mir jedoch in dieser Hinsicht Ratschläge geben wollen, gnädiges Fräulein, so werde ich Ihnen dankbar sein.“ Es lag ein unverhehlter Spott in diesem Apell an den Rat des siebzehnjährigen Mädchens, aber der kalte, finstere Blick, der den Spott beantwortete, zeigte, daß dieser nicht traf. Die junge Slavin war kein Kind mehr, der dunkle Schatten auf ihrer Stirn verriet, wie weit sie bereits ihren Jahren vorausgeeilt war.

„Edith ist nur in einer Weise zu leiten,“ sagte sie. „Dann aber auch unbedingt — man muß sich an ihr Herz wenden.“

„Und das habe ich bisher nicht verstanden, wie Sie meinen?“

„Das haben Sie bisher nicht gewollt, wie es scheint. Der Mentor wird bei diesem verwöhnten Kinde nie etwas erreichen — der Bräutigam alles.“

Gerald biß sich auf die Lippen; er fühlte die Gerechtigkeit des Vorwurfs, aber er empfand auch etwas von der Gereiztheit Ediths, wenn sie zurechtgewiesen wurde. Jetzt passierte ihm das und er fand nicht einmal eine passende Antwort darauf.

Die Bergstraße begann jetzt, wo sie sich der Höhe näherte, in steileren Windungen emporzusteigen. Danira ritt dicht am Abhang, obgleich ihr Maultier vorhin erst gezeigt hatte, wie wenig zuverlässig es war, aber sie schien in dieser Beziehung ganz sorglos zu sein. Gerald konnte nicht umhin, zu bemerken, wie vollkommen ruhig und sicher das Tier jetzt auf dem losen Geröll dahinschritt und wie fest diese schmale Hand es zu zügeln wußte; sie hatte es augenscheinlich ganz in der Gewalt, um so unerklärlicher blieb jener Vorfall.

Sie erreichten soeben einen breiteren, felsigen Vorsprung, als Danira plötzlich die Zügel an sich zog und sich auf den Sattel niederbeugte.

„Ist Ihnen etwas geschehen?“ fragte Gerald, aufmerksam werdend.

„Nichts von Bedeutung. Bei dem heftigen Sprunge vorhin muß irgend etwas an dem Sattelzeug in Unordnung geraten sein. Ich bemerke es erst jetzt.“

Der junge Offizier hielt sofort an und stieg ab, aber auch seine Begleiterin schwang sich so rasch aus dem Sattel, daß sie bereits auf dem Boden stand, als er herantrat. Er sah, daß sie seine Hilfe vermeiden wollte, und wandte sich daher, ohne ein Wort weiter zu verlieren, zu dem Tiere. Der Schaden war nicht groß, der Sattelgurt hatte sich nur bedeutend gelockert. Gerald brachte ihn wieder in Ordnung und sagte dann sich aufrichtend:

„Ich denke, wir lassen die Tiere einige Minuten rasten. Sie haben einen scharfen Weg gemacht und das Fort liegt noch eine ganze Strecke entfernt.“

Er schlang die Zügel lose ineinander und trat dann gleichfalls hinaus auf jenen Vorsprung, wo Danira bereits stand und in die Ferne blickte.

Es war ein ebenso großartiges als eigenartiges

Landſchaftsbild, das ſich dort aufrollte, ein Bild, das in ſeinem weiten Rahmen die ſchroffſten Gegenſätze einſchloß. Öde Felſenwildnis und grüne, lachende Geſtade, weißleuchtende Ortſchaften im hellſten Sonnenſchein und düſtere Schluchten, wohin kaum ein Strahl des Tages drang. Die Üppigkeit des Südens und die rauhe Einſamkeit des Nordens, aber das alles lag wie verklärt im Morgenglanze, im klaren, goldigen Lichte.

Dort tauchte die Stadt auf, mit ihrem Hafen und dem Kaſtell, maleriſch hingelagert an der Küſte und unmittelbar darüber begann wieder der Fels, nacktes, dunkelgraues Geſtein, das immer höher, immer wilder emporſtrebte, und endlich in zackigen, zerriſſenen Gipfeln endigte. Tief unten ſchimmerte die Bucht mit ihren ſeltſam geſchwungenen Linien, die ſich bald zu ſuchen und zu berühren ſchienen, bald wieder weit zurückflohen. Wie ein leuchtender Metallſpiegel blitzte die Waſſerfläche, wo ſie von den Strahlen der Sonne getroffen wurde, und dieſelbe Flut lag wieder ſchwarz und unbewegt im Schatten der hohen Felſen, die förmlich daraus emporwuchſen, und deren jäh abſtürzende Wände die Wogen beſpülten.

Über Felſen und Fluten hinaus aber ſchweifte

der Blick in die offene See. Dort in der Ferne blaute das Meer, eine duftumschleierte, sonnenbeglänzte Weite, die sich endlos, grenzenlos auszudehnen schien, denn dort, wo sie den Horizont berührte, zerfloß sie in eins mit dem tiefen Blau des Himmels, der sich in der vollen, leuchtenden Pracht des Südens über dem Ganzen wölbte.

Gerolds Blick ruhte unverwandt auf diesem herrlichen Landschaftsgemälde, dessen wechselvoller Reiz auch ihn gefangen nahm. Endlich wandte er sich zu seiner Begleiterin, aber sie bemerkte es nicht, ihre Augen hatten sich träumend in die Weite verloren und hingen jetzt an den Felshäuptern ihrer Heimat, die dort aus dem Nebelduft der Ferne auftauchten. — Das Mädchen stand ja selbst wie ein dunkles Rätsel inmitten der Umgebung, in die das Schicksal sie geworfen hatte. Dieses kalte, unbewegte Antlitz und der heiße Glutstrahl in der Tiefe des Auges, diese jugendlich zarten Züge und der herbe Ausdruck darin, der ihnen alle Jugend nahm, waren ebenso widerspruchsvoll, wie das Land, dem sie entstammten.

Vielleicht fesselte gerade dieser Kontrast den jungen Offizier. Das war freilich eine andere Erscheinung als die blonde Edith mit dem rosigen, lachenden Ge-

sicht, das der blaue Schleier so neckisch umflatterte. Danias schwarzes Reitkleid hatte auch nicht die geringste Verzierung und der kleine schwarze Hut, der die schweren Flechten nicht zur Hälfte bedeckte, war von derselben Einfachheit. Die schlanke und doch kraftvolle Gestalt zeigte freilich Formen von vollendeter Schönheit und das Gesicht in seiner strengen Regelmäßigkeit erschien wie in Marmor gemeißelt, aber der Sonnenschein, der sie von allen Seiten umflutete, schien an dieser Gestalt abzugleiten, sie hatte etwas von einem Schatten an sich, der im hellen Lichte nur um so schärfer hervortritt.

Danira mußte den beobachtenden Blick fühlen, der auf ihr ruhte, denn sie wandte sich plötzlich um und sagte, in die Ferne deutend:

„Da haben Sie ein Bild unseres Landes! Ich glaube, es kann den Vergleich aushalten, selbst mit Ihrer Heimat."

„Gewiß; und es hat sogar noch etwas voraus — den mächtigen Hintergrund des Meeres. Das Land ist schön, wenn es nur nicht so viele Rätsel in seinem Schoß bergen wollte."

„Nun Sie sind ja eben dabei, diese Rätsel zu lösen! Es giebt keine Schlucht, keinen Felsenbezirk, der

sich nicht Ihren Truppen öffnet; die Bevölkerung weiß davon zu erzählen."

„Wenigstens wollen wir wissen, wer uns Freund oder Feind ist, und ich denke, wir haben ein Recht zu der Frage."

Die Worte klangen so bedeutungsvoll, daß Danira aufmerksam wurde. Sie streifte mit einem raschen, forschenden Blick das Gesicht des jungen Offiziers, dann sagte sie kurz und kalt:

„So fragen Sie!"

„Und wenn ich nun mit dem Fragen hier beginnen müßte? — Woher kennen Sie Joan Obrevic?"

„Ich sagte Ihnen ja bereits, daß er mir fremd ist."

„Ja, das sagten Sie, aber ich glaube es nicht."

Danira richtete sich stolz auf. „Herr von Steinach, ich bitte, dehnen Sie Ihre Erziehungsversuche nicht auch auf mich aus, ich bin nicht Edith."

„Aber Sie sind die Pflegetochter des Kommandanten und genießen Kindesrechte in seinem Hause. Ich möchte Sie daran erinnern, mein Fräulein, denn Sie scheinen es vergessen zu haben."

Das Mädchen erbleichte, sie war im Begriff, eine heftige Antwort zu geben, bezwang sich aber, wie von

einer plötzlichen Mahnung berührt. Nur um ihre Lippen zuckte es verächtlich, als sie entgegnete:

„Wenigstens war das Haus des Kommandanten bisher frei von — Spionage.“

Gerald zuckte zusammen als habe er einen Schlag erhalten, sein Gesicht wurde dunkelrot und seine Hand griff unwillkürlich nach dem Degen an der Seite. Man hätte es diesen hellen Augen nicht zugetraut, daß sie ein so wildes Feuer sprühen konnten, wie in diesem Moment, und die sonst so ruhige Stimme klang dumpf halb, erstickt:

„Das kam aus dem Munde einer Frau! — Wenn ein Mann es wagte, mich in solcher Weise zu beleidigen, so hätte ich nur eine Antwort für ihn gehabt.“

Danira mochte wohl nicht eine derartige Wirkung ihres unüberlegten Wortes erwartet haben, aber sie war offenbar mehr erstaunt als bestürzt über dieses jähe Aufflammen. Man mußte also diesen Mann reizen, bis aufs Blut reizen, dann endlich sprühten Funken aus dem Stein. Sie empfand beinahe eine geheime Genugthuung darüber, daß ihr dies gelungen war, empfand aber jetzt auch die ganze Schwere der Beleidigung. Ihr Auge sank zu Boden und halblaut erwiderte sie:

„Ich war es, die zuerst beleidigt wurde — ich habe keine andere Waffe dagegen als das Wort.“

Gerald hatte sich bereits wieder gefaßt. Er schien seine Aufwallung zu bereuen und kehrte zu der gewohnten ruhigen Haltung zurück, aber es lag etwas Eisiges darin.

„Ich fürchte, ich werde in den Fall kommen, Ihnen dies schlimme Wort zurückzugeben. — Hören Sie mich ruhig an, mein Fräulein,“ unterbrach er sich, als sie eine heftige Bewegung machte. „Die Sache muß nun einmal zwischen uns zur Sprache kommen. Ich habe es vorgezogen, mich zuerst an Sie zu wenden, und da wir hier allein sind, so mag es auf der Stelle geschehen.“

Die Worte klangen rätselhaft, aber Danira schien sie zu verstehen, denn sie forderte keine Erklärung.

Doch ihr Auge wich jetzt nicht mehr dem des Gegners, sondern begegnete ihm fest und unerschrocken, sie war kampfbereit.

„Vor acht Tagen hatte ich persönlich dem Kommandanten eine Meldung zu überbringen, die keinen Aufschub litt,“ nahm Gerald wieder das Wort. „Es war in den ersten Morgenstunden, als ich das Kastell verließ und mich allein und zu Fuß nach der Stadt

begab. Sie kennen vermutlich jenes kleine Haus, das etwas abseits vom Wege liegt und von slavischen Fischern bewohnt wird, ich brauche es Ihnen nicht erst zu beschreiben. Der Tag war noch nicht völlig angebrochen, als ich jene Stelle erreichte. Da öffnete sich die Thür und es traten zwei Personen heraus. Ein Mann — nicht Ivan Obrevic, sondern eine schlanke, jugendliche Männergestalt, die wie er, die Landestracht trug — und eine Dame, die ich trotz der grauen Morgendämmerung doch deutlich erkannte. Wie sie es möglich gemacht hat, durch die Stadtthore zu kommen, die sich bei Nacht mit dem Losungsworte öffnen, weiß ich nicht, auch nicht, wie sie wieder zurückgelangt ist. Die beiden nahmen einen sehr vertrauten Abschied voneinander, dann schlug die eine die Richtung nach der Stadt ein, der andere wandte sich den Bergen zu, nach wenigen Minuten verschwanden sie im Morgennebel. Die Thore aber hatte in jener Nacht niemand passiert, ich war der erste, dem sie sich öffneten."

Er hielt inne, wie um eine Antwort zu hören, doch diese erfolgte nicht. Das Mädchen schwieg und machte nicht einmal den Versuch, sich zu verteidigen. Der junge Offizier hatte doch wohl so etwas erwartet,

sein Antlitz verdüsterte sich noch mehr und seine Stimme nahm den Ausdruck einer unverschleierten Verachtung an, als er fortfuhr:

„Ich habe allerdings kein Recht, mich in Herzensangelegenheiten zu mischen, aber ich habe allen Grund zu der Vermutung, daß eine derartige Beziehung hier zu ganz anderen Plänen mißbraucht wird. Wenige Tage nach diesem Vorfall erschien Ivan Obrevic in der Stadt. Er verkehrt gleichfalls in jenem Hause und empfängt dort vermutlich ebenfalls Berichte aus der nächsten Umgebung des Kommandanten. Sein jüngerer Gefährte sollte ihm wohl nur den Weg bahnen, den er jetzt benutzt. Ich wenigstens glaube nicht an die Unterhandlungskomödie, mit der er seinen Aufenthalt motiviert."

Es entstand wieder eine Pause. Danira verharrte noch immer in ihrem Schweigen, obgleich der Blick und Ton des Sprechenden sie augenscheinlich auf das tiefste verletzten. Ihr Antlitz erschien fahl in seiner Blässe und ihre Brust flog in stürmischen Atemzügen, aber die Lippen preßten sich so fest aufeinander, als müßten sie jedes Wort verschließen.

„Sie verweigern mir also jede Erklärung," hob Gerald wieder an. „Dann allerdings sehe ich meine

Befürchtungen bestätigt. Sie begreifen, daß ich dem Zartgefühl keine Rechnung tragen kann, wo es sich um unsere Sicherheit handelt. Ich werde dem Oberst mitteilen, daß er in seinem eigenen Hause verraten wird, und zugleich werde ich ihn bitten, Edith die Sache möglichst zu verschweigen. Ich wünsche nicht, daß meine junge Braut erfährt, zu welcher Stunde und an welchem Orte ihre Pflegeschwester einen Fremden empfängt, der —"

Er vollendete nicht, denn Danira unterbrach ihn. Jetzt endlich fand sie Worte, aber es klang wie der Aufschrei eines Gemarterten, der die Folter nicht länger ertragen kann.

„Nicht weiter! Sparen Sie Ihre Beleidigungen. Sie sprechen von — meinem Bruder!"

Sie schleuderte das Wort so leidenschaftlich, aber auch mit so überzeugender Wahrheit heraus, daß ein Zweifel gar nicht möglich war. Der junge Offizier zweifelte auch nicht, aber er war wie betäubt von dieser unerwarteten Entdeckung und fast mechanisch wiederholte er:

„Ihr Bruder?"

„Stephan Hersovac — ja! Ihn habe ich in jener

Nacht gesehen und gesprochen; ihn allein und keinen andern."

Gerald atmete unwillkürlich auf. Er wußte selbst nicht, weshalb es ihm auf einmal wie eine Last von der Brust sank, das Schlimmste, der Verrat, blieb ja doch bestehen, aber er hatte ein dunkles Gefühl, als könne er selbst diesen eher verzeihen, als jenes andere, das seine Verachtung herausgefordert hatte.

„Dann bitte ich allerdings um Vergebung," sagte er. „Ich konnte unmöglich ahnen, daß Geschwister ihr Wiedersehen mit einem solchen Geheimnis umgeben würden."

„Ist es meine Schuld, daß mein Bruder nicht wagen darf, mir offen zu nahen?" fragte Danira finster. „Er war beteiligt an jenem Vorfall, der den jungen Obrevic in Ihre Hände lieferte, auch ihm droht das gleiche Schicksal, wenn er sich hier zeigt."

„Und trotzdem wagt er sich bis in die unmittelbare Nähe der Stadt? Geschah das wirklich nur, um eine Schwester zu sehen, die ihm so ganz fremd geworden ist, nach der er nie gefragt, um die er sich nie gekümmert hat?"

Geralds Ton war ein ganz anderer, als vorhin, aber er hatte den vollen Ernst behalten und ebenso

ernſt und forſchend war der Blick, der in den Zügen des Mädchens zu leſen verſuchte, doch ſie wich ihm aus.

„Herr von Steinach,“ ſagte ſie raſch und gepreßt. „Ich habe Ihnen wider Willen mein Geheimnis verraten, Sie verſtanden es, mich zum äußerſten zu treiben, aber Sie werden ein Geſtändnis nicht mißbrauchen, das mir nur die Aufwallung eines Momentes entriß. Sie werden ſchweigen.“

„Erſt überzeugen Sie mich, daß ich ſchweigen darf, ohne meine Pflicht zu verletzen. Wir ſtehen hier auf einem heißen Boden, überall tritt uns Haß und Feindſeligkeit entgegen, da gilt es, wachſam zu ſein. Ich habe Ihnen ſchon einmal unrecht gethan, mein Fräulein, und ich möchte das nicht zum zweitenmale thun, aber — können Sie das, was in jener Nacht zwiſchen Ihnen und Ihrem Bruder verhandelt wurde, verantworten vor dem Manne, dem Sie ſo vieles verdanken?“

„Dem ich die Sklaverei meiner ganzen Jugend danke! Sie ſprechen doch von dem Oberſt Arlow?“

Die Worte klangen ſo ſchneidend, daß die Stirn des jungen Offiziers ſich finſter zuſammenzog und auch ſeine Stimme gewann den herben Ton zurück, als er antwortete:

„Der Oberſt fühlt es allerdings, wie fremd Sie ihm und Edith gegenüber ſtehen, eine ſolche Auffaſſung von ſeiten ſeiner Pflegetochter hat er wohl nie geahnt und auch nicht verdient durch die Güte, mit der er zwei verlaſſenen Waiſen eine Zuflucht gewährte.“

Der Vorwurf ſchien Danira nur noch mehr zu reizen, in ihren Augen blitzte es drohend auf.

„Und wer hat uns denn zu Waiſen gemacht? Wer hat uns den Vater erſchlagen? Er wurde todwund hierher geſchleppt, um in der Gefangenſchaft zu ſterben, die Mutter holte ſich den Tod in der Fieberluft des Lazaretts und die Kinder ſollten Bildung und Sitte lernen von denen, die ihnen die Eltern geraubt hatten! Man fragte nicht danach, als man uns unſerm Volke, unſerer Heimat entriß, man verfügte über uns wie über ſeelenloſe Dinge. Meinem Bruder blieb dies Schickſal erſpart, er wurde zurückgeführt in die heimiſchen Berge — ich blieb unter Fremden, als eine Fremde, Geduldete, neben dem geliebten und vergötterten Kinde des Hauſes. Sie nahmen mir alles: Vaterland, Eltern, Freunde und gaben mir dafür das armſelige Almoſen einer Erziehung, die mich nur elend machte, denn ſie füllte nie die tiefe Kluft aus, die mich in meinem ganzen Denken und

Fühlen von jenen trennte, sie ließ mich nie vergessen, daß ich andern Stammes bin. Ich blieb in den Ketten, weil ich mußte, gefühlt habe ich sie schon, als ich noch ein Kind war, und gehaßt von dem Moment an, wo ich zum Bewußtsein erwachte. Jetzt endlich rufen mich die Meinen und jetzt kann und will ich die Fesseln nicht länger tragen. Ich werfe sie euch vor die Füße — ich will endlich frei sein!"

Sie hatte anfangs mit verhaltener Bitterkeit gesprochen, aber bald steigerte sich ihre Rede zur stürmischen Leidenschaft, die jede Vorsicht vergaß, jede Schranke mit sich fortriß. Ihr vorhin so bleiches Antlitz färbte sich dunkel von dem heiß in die Schläfe emporsteigenden Blute, ihr ganzes Wesen bebte in furchtbarer Erregung, es war, als ob ein Dämon sich plötzlich in dem Mädchen aufbäumte.

Aber es war auch ein dämonischer Reiz, der von ihr ausging, das fühlte selbst Gerald, dessen Blick wie gebannt an dieser Erscheinung haftete. Er hatte sie bisher nur kalt, verschlossen, rätselhaft gekannt, jetzt zerriß der Schleier und er sah die wahre Gestalt — die freie Tochter der Berge, in ihrer elementaren Wildheit, die keine Erziehung und keine Gewohnheit gebändigt hatte. In einem einzigen Moment warf

sie die jahrelang getragenen Fesseln von sich und erhob sich triumphierend und drohend zugleich gegen ihre bisherigen Wohlthäter. Aber trotz alledem war das Mädchen schön, hinreißend schön in diesem Sturm der Leidenschaft. Hochaufgerichtet stand sie da, mit flammenden Augen, wohl lag noch dunkle Gewitternacht darin, aber jetzt war diese Nacht voll zuckender Blitze.

Da tönte fern aus der Höhe ein Ruf, der durch die klare, stille Luft deutlich herabdrang. Dort oben hielt Edith, die das Ziel schon erreicht hatte, mit ihrem Begleiter. Sie ließ ihr Taschentuch wehen und schickte einen neckenden Ruf hinab zu den Saumseligen.

Gerald schreckte, wie aus einem Traume erwachend auf und fuhr hastig mit der Hand über die Stirn, als wolle er dort etwas wegwischen.

„Edith mahnt uns zum Aufbruch," sagte er mit eigentümlich bebender Stimme. „Es ist in der That Zeit, daß wir den Weg fortsetzen, wir hatten das fast — vergessen."

Damira gab keine Antwort, ihre dunklen Wimpern hatten sich bereits wieder gesenkt und es war, als fiele damit auch wieder der Schleier über ihr

ganzes Weſen, das Antlitz wurde kalt und ſtarr wie vorhin.

Gerald trat zu den Maultieren, welche die ihnen gegönnte Raſt benutzt hatten, um die kümmerlichen Pflanzen auszuraufen, die hie und da zwiſchen dem Geſtein emporwuchſen. Er löſte die Zügel und wandte ſich dann nochmals zu ſeiner Begleiterin.

„Noch ein Wort, ſo lange wir allein ſind! Sie waren ſehr offen gegen mich, vielleicht allzuſehr. Können und dürfen Sie mir mitteilen, was der Inhalt jener nächtlichen Unterredung im Fiſcherhauſe war?“

„Nein!“ lautete die kurze energiſche Antwort.

„Wohlan, ſo muß ich ſprechen, auf die Gefahr hin, Ihnen als Denunziant zu erſcheinen. Wo es ſich um Verrat handelt —“

„Verrat?“ unterbrach ihn das junge Mädchen mit bebenden Lippen. „Ich bin keine Verräterin.“

„Nun wie nennen Sie es denn, wenn feindſelige Pläne gegen Menſchen geſponnen werden, unter deren Dache, in deren Schutze man lebt? Wie Sie Ihren Aufenthalt unter dieſem Dache mit dem vereinen, was ich vorhin anhören mußte, iſt Ihre Sache, die meine iſt es, den Oberſt zu warnen, und das werde ich noch heute thun.

Er bot ihr mit kalter Höflichkeit die Hand zum Aufsteigen, aber sie lehnte wortlos seine Hilfe ab und schwang sich allein in den Sattel, mit einer einzigen kraftvollen Bewegung. In der nächsten Minute war auch Gerald bereit und sie setzten den Weg fort, ohne daß weiter ein Wort zwischen ihnen gewechselt wurde.

Oben auf der Höhe empfing sie Edith, strahlend vor Vergnügen über den Vorsprung, den sie gewonnen, und etwas schadenfroh über den Ärger, den sie ihrem Bräutigam bereitet hatte. Sie las es ja deutlich genug auf seinem und Daniras Gesicht, wie sehr dieser gemeinschaftliche Ritt sie verstimmt hatte.

„Da kommen die Nachzügler!“ rief sie. „Weshalb seid ihr denn unterwegs abgestiegen? Ihr verweiltet ja eine halbe Ewigkeit auf dem Felsen dort unten.“

„Es geschah der Aussicht wegen,“ versetzte Gerald einsilbig. „Du warst allerdings weit voraus. Hat Jörg auch die nötige Vorsicht beobachtet, als er mit dir den steilen Saumpfad passierte?“

Die junge Dame lachte, es war jenes neckische, glockenhelle Lachen, das ihr immer zu Gebote stand.

„Jawohl, aber du wirst den Jörg fordern müssen, Gerald. Er hat mir in aller Form einen Antrag gemacht und ich habe mir Bedenkzeit ausgebeten, denn

der Erbe des Moosbacher Hofes ist doch immerhin eine Partie von Bedeutung. Was meinst du dazu?“

Der junge Offizier lächelte nur flüchtig zu dem Scherz. Er war bereits an der Seite seiner Braut und ritt dicht neben ihr. Es war ihm, als müsse er Schutz suchen bei diesen sonnigen Augen, Schutz vor einem unbekannten Etwas, das ihn wie mit dunklem Flügel umschattete.

Sie erreichten jetzt die letzte Windung des Weges und hier that sich noch einmal die volle Aussicht auf, nur großartiger, umfassender als dort unten. Zu ihren Füßen lag das Land, mit seinen Felsen und Fluten, seinen öden Steinwüsten und prangenden Gestaden. Der heiße Glutstrahl der südlichen Sonne brannte darauf nieder und fern im Hintergrunde schimmerte das Meer in ahnungsvoller Weite.

Ja, es war ein seltsames Land! abstoßend und berückend zugleich, wie die Menschen, die ihm entstammten und wer einmal einen vollen Blick hineingethan hatte, verstand seinen rätselvollen Zauber.

Drittes Kapitel.

Klar und funkelnd lag die Sternennacht über der stillen, dunkeln Erde. Die zackigen Gipfel der Berge zeichneten sich nur in undeutlichen Umrissen ab gegen den Himmel und die schwarzen Massen der Felsen verschwammen in eins mit den nächtlichen Schatten, die über der Bucht lagerten.

Die Stadt lag bereits im Schlafe und auch im Hause des Kommandanten war schon alles zur Ruhe gegangen. Arlow selbst war erst spät von dem Nachbarorte zurückgekommen, wo gleichfalls eine Truppenabteilung lag, und hatte bei seiner Ankunft Gerald nicht mehr gefunden. Dieser hatte vergebens auf die Rückkehr des Oberst gewartet, die sich ungewöhnlich verzögerte, und da der junge Offizier mit Einbruch der Dunkelheit auf seinem Posten im Kastell sein mußte, so ließ er einige Zeilen zurück, in denen er

scharfe Wachsamkeit empfahl, da sich Anzeichen gefunden, daß die Anwesenheit des Joan Obrevic in der Stadt mit geheimen Plänen zusammenhänge. Er verhieß am nächsten Tage ausführlichen Bericht, ohne vorläufig einen andern Namen zu nennen.

Der Oberst schüttelte den Kopf beim Lesen dieser Zeilen, aber er kannte die ruhig prüfende Natur Geralds, der sich nicht von bloßen Vermutungen beeinflußen ließ, zu gut, um der Warnung nicht zu folgen. Er gab die nötigen Befehle, ordnete an, daß jedes Ungewöhnliche ihm sofort und direkt gemeldet werde, und begab sich dann gleichfalls zur Ruhe.

In den Schlafzimmern der beiden jungen Mädchen, die nebeneinander lagen, herrschte gleichfalls tiefe Stille. Edith war, ermüdet von dem weiten und anstrengenden Ritt, sofort eingeschlummert und durchlebte im Traum nochmals die letzten Stunden, die so seltsam und doch so schön gewesen waren. Gerald hatte zwar eigentümlicherweise darauf bestanden, den Besuch im Fort abzukürzen und es vermieden, auch nur einen der inneren Räume mit seinen Damen zu betreten. Er erschien noch ernster als sonst, aber trotz alledem zeigte er seiner jungen Braut gegenüber eine Wärme und Innigkeit, wie nie vorher. Er wich auf

dem Rückwege nicht von ihrer Seite und widmete sich ihr so ganz, daß sie gar keine Zeit fand, zu bemerken, wie sehr er vermied, an Danira das Wort zu richten, und wie gänzlich sich diese zurückzog; es war ein herrlicher Ausflug gewesen.

Die Ampel, welche das Schlafgemach erhellte, warf ihr mattes Licht auf das Bett, wo das junge Mädchen ruhte, das im Schlummer einen ungemein lieblichen Anblick darbot. Das blonde Köpfchen lag etwas seitwärts, in die Kissen geschmiegt, um die halb geöffneten Lippen spielte das Lächeln eines freundlichen Traumes und die Brust hob sich in tiefen, ruhigen Atemzügen; es war der Schlaf eines Kindes, der noch durch keinen Schatten und keine Sorge beunruhigt wird.

Mitternacht war bereits herangekommen, da öffnete sich leise die Thür des Nebenzimmers und Danira erschien auf der Schwelle. Sie war vollständig angekleidet und hatte einen dunkeln Regenmantel übergeworfen, der sie vom Halse bis zu den Füßen herab umhüllte, sie glitt lautlos über den Teppich hin und trat an das Bett. Es lag etwas Unheimliches in dieser hohen, finsteren Gestalt, die sich über das junge Mädchen beugte, so nahe, daß ihr Atem fast dessen

Wange ſtreifte. So verharrte ſie einige Minuten regungslos, den Blick unverwandt auf die Schlummernde gerichtet, aber jetzt löſte ſich ein ſchwerer heißer Tropfen von den dunkeln Wimpern und fiel nieder auf Ediths Wangen; dieſe zuckte leicht zuſammen und öffnete die Augen.

„Danira — du?“ ſagte ſie, noch halb im Traume befangen.

Die Gerufene richtete ſich haſtig auf und machte eine Bewegung wie zur Flucht, aber als das junge Mädchen, noch immer ſchlaftrunken, wiederholte: „Was willſt du denn?“ blieb ſie ſtehen und ſagte halblaut und gepreßt:

„Dir Lebewohl ſagen!“

Edith ſchien jetzt erſt vollſtändig zu erwachen, ſie richtete ſich erſchrocken auf.

„Lebewohl? Jetzt, mitten in der Nacht? Wohin gehſt du?“

„Fort — auf immer! Erſchrick nicht ſo, Edith, es muß ſein! Es war thöricht, unvorſichtig, daß ich zu dir kam, aber ich konnte nicht gehen, ohne dich noch einmal zu ſehen; ich ahnte ja nicht, daß du erwachen würdeſt.“

Edith verſtand offenbar nichts von dem Gehörten,

ſie blickte wie betäubt in das Geſicht ihrer Pflege-ſchweſter, die jetzt leidenſchaftlicher fortfuhr:

„Ich wäre doch gegangen, in einigen Tagen oder Wochen — nun muß es ſchon in dieſer Nacht ſein. Er hat uns keine Wahl gelaſſen und er iſt ein wach-ſamer Kerkermeiſter.“

„Er? Wer? Um Gotteswillen, ſprich nicht in ſolchen Rätſeln! Was iſt vorgefallen? Wohin willſt du? Du ſiehſt ja, daß ich mich faſt zu Tode ängſtige.“

Danira ſank auf die Kniee und preßte die Hände des jungen Mädchens in die ihrigen, es war ein wilder, ſchmerzender Druck.

„Frage nicht, ich darf dir keine Antwort geben. Dein Vater wird dir ſagen, daß ich undankbar, ſchlecht geweſen bin, vielleicht hat er recht, aber mein Recht ſteht höher, denn es iſt das Recht der Heimat und des Blutes, das er mir nahm. Er hegte nie Zu-neigung für mich, ſo wenig wie ich für ihn — mag er mich verdammen! Aber du Edith, haſt mich lieb gehabt, mit all' meinen Schroffheiten. Du haſt mir nie mit Abſicht wehe gethan, dich nie kalt von mir gewendet, ſelbſt wo du mich nicht verſtandeſt. Du ſollſt nicht glauben, daß ich fühllos geweſen bin. Ich war nur unglücklich, ſo grenzenlos unglücklich!

Daran gedenke, wenn ſie morgen alleſamt den Stab über mich brechen und dann — vergiß mich!“

Sie hatte das alles in atemloſer Haſt hervorgeſtoßen und wollte ſich nun erheben, aber Edith, die jetzt endlich begriff, daß es ernſt mit dem Abſchiede war, ſchlang beide Arme um ihren Hals und begann laut zu weinen.

„Still!“ flüſterte Danira, halb bittend, halb befehlend.

„Halte mich nicht, verſuche es nicht, meine Flucht zu hindern, ich laſſe mich nicht halten und wenn es ſelbſt mein Leben gilt. Wenn du die andern weckſt und auf meine Spur leiteſt, ſo bringt mir das vielleicht den Tod — zurück bringt es mich nicht!“

Die letzten Worte klangen in ſo furchtbarer Beſtimmtheit, daß Edith erſchrocken die Arme ſinken ließ und Danira benutzte das, um ſich vollends frei zu machen.

„Und nun noch eine Bitte! Sage ihm — Gerald von Steinach — ich ſei keine Verräterin, ich habe keine feindſeligen Pläne geſponnen, gegen die, die ſich meine Wohlthäter nennen, nur einer Rettung hätte es gegolten — morgen wird er wiſſen, um was es ſich gehandelt hat.“

Edith hörte plötzlich auf zu weinen und ihre Augen hefteten sich groß und erstaunt auf die Sprechende.

„Eine Botschaft an Gerald von Dir? Und die soll ich ihm bringen?“

„Ja! Ich will, ich kann die Verachtung dieses Mannes nicht mit mir nehmen. Ich habe viel ertragen in der letzten Zeit, diesen verächtlichen Blick aus seinen Augen ertrage ich nicht. Versprich mir, ihm zu wiederholen, was ich dir sagte, Wort für Wort! Und nun leb' wohl — für immer!“

Sie beugte sich noch einmal nieder, Edith fühlte zwei heiße zuckende Lippen, die sich auf die ihrigen preßten, fühlte, wie sie an eine stürmisch klopfende Brust gerissen wurde, doch nur für einen Moment, im nächsten schon hatte sich Danira losgerissen und war verschwunden. Die Thür schloß sich hinter ihr und im Schlafzimmer verbreitete die Ampel ihr ruhiges Licht wie vorhin, während das junge Mädchen beide Hände gegen die Schläfe preßte, um sich zu vergewissern, daß die eben erlebte Scene kein bloßes Traumbild gewesen war.

Es war in der That alles zu jäh, zu unerwartet gekommen, und es dauerte eine ganze Zeit, ehe Edith

sich von ihrer Betäubung erholte, dann aber stand sie hastig auf, warf ein Morgenkleid über und eilte in das Nebenzimmer, das Danira bewohnte. Es war leer und einsam, das Bett unberührt, die Thür geschlossen, die Entflohene mußte bereits das Haus verlassen haben.

Ediths erster Gedanke war, den Vater zu wecken und ihm das Geschehene mitzuteilen, aber da klangen die Abschiedsworte Daniras in ihren Ohren: Wenn du sie auf meine Spur leitest, so bringt mir das vielleicht den Tod — zurück bringt es mich nicht! Sie kannte ihre Pflegeschwester und wußte, daß diese im stande war, die Drohung auszuführen.

Ratlos trat das junge Mädchen an das Fenster, von wo aus man einen Teil der Stadt übersah. Die Häuser lagen still und dunkel da und über ihnen ragte das Kastell empor zum sternfunkelnden Nachthimmel. Dort oben weilte Gerald, an den jene seltsame Botschaft lautete. Weshalb gerade an ihn, der Danira stets so fremd, beinahe feindselig gegenüber gestanden und warum konnte sie allein seine Verachtung nicht ertragen, wo sie das Verdammungsurteil ihres Pflegevaters so gleichgültig auf sich nahm. In dem sonst so unbefangen kindlichen Gesicht der

jungen Braut erschien ein fremder, grübelnder Zug, sie kam über dies „Warum“ nicht hinaus.

Da auf einmal schreckte sie empor. Es krachten drei Schüsse rasch nacheinander, in der Ferne zwar, aber doch deutlich vernehmbar in der Stille der Nacht. Dann folgte einige Minuten lang tiefes Schweigen, dann wieder ein einzelner, scharfer Schuß. Es kam vom Kastell her und gleich darauf begann es dort oben lebendig zu werden; Lichter tauchten auf und verschwanden und der rothe Schein von Fackeln fiel auf die felsigen Abhänge, wo man irgend etwas zu untersuchen schien. Endlich tönte ein schwerer, dumpfer Laut über die Stadt hin, ein Kanonenschuß, der ringsum das Echo der Berge weckte und rollend in der Ferne erstarb.

Unter andern Verhältnissen hätte Edith den Vorgang nur mit Neugierde beobachtet, denn eigentliche Furchtsamkeit lag nicht in ihrer Natur, jetzt aber, wo sie durch das Vorhergegangene erschreckt und aufgeregt war, legte es sich ihr beklemmend auf die Brust, wie die Ahnung irgend eines Unheils.

Sie flog in ihr Schlafzimmer zurück, um sich vollends anzukleiden, aber es dauerte doch noch Minuten, bis sie fertig war, und hinübereilte nach

der andern Seite des Hauſes, um den Vater zu wecken.

Es bedurfte deſſen nicht, der Oberſt war bereits wach und in den Kleidern. Auch ihn hatten die Schüſſe aufgeſchreckt und er war eben im Begriff, den Degen umzuſchnallen, als ſeine Tochter eintrat und angſtvoll zu ihm flüchtete, als wolle ſie hier Schutz ſuchen.

„Biſt du auch wach, Papa? Was iſt geſchehen? droben auf dem Kaſtell —“

„Iſt ein Gefangener entflohen!“ ergänzte der Oberſt. „Der Lärmſchuß gab das Zeichen. Erſchrick nicht, Kind, die Sache hat ja keine Gefahr.“

„Aber Gerald iſt dort, und es fielen auch Gewehrſchüſſe —“

„Die Poſten werden geſchoſſen haben; ſie haben Befehl auf einen Flüchtling zu feuern, wenn er nicht Stand hält, trotzdem muß er entkommen ſein, ſonſt hätte man nicht den Signalſchuß abgegeben. Ich werde ſofort hinaufſenden und mir Meldung erſtatten laſſen. Aber weshalb biſt du denn aufgeſtanden, Edith? Lege dich wieder nieder, die Stadt iſt ja ganz ruhig und ich wiederhole es dir, daß nichts zu beſorgen iſt.“

Er sprach mit einer Ruhe, die teilweise erzwungen war, denn jener Vorfall traf doch zu seltsam mit der Warnung Geralds zusammen, als daß man ihn nicht hätte ernst nehmen sollen. Der junge Offizier hatte von Verrätereien gesprochen und droben auf der Festung ging irgend etwas Ungewöhnliches vor. Wer konnte wissen, was in der Stadt geschah, jedenfalls wollte der Kommandant auf seinem Posten sein.

Jetzt trat auch der Bursche des Oberst ein, mit einer Ordonnanz, die er im Auftrage seines Herrn schleunigst herbeigeholt hatte. Arlow machte sich los von seiner Tochter, die ihn noch immer umfaßt hielt und sagte freundlich, aber bestimmt:

„Geh jetzt, mein Kind! Du siehst es, ich bin im Dienst und darf an nichts anderes denken. Ich muß sofort hinaus. Versuche es wieder einzuschlafen und laß dich nicht von Dingen aufregen, die dir ja doch fremd sind."

Edith sah, daß sie diesmal gehorchen müsse, und verließ das Zimmer, aber die letzten Worte berührten sie fast wie ein Vorwurf. Freilich, sie hatte ja niemals Interesse an den Berufsangelegenheiten ihres Vaters genommen, dafür schickte man sie jetzt zu Bette, wie ein Kind, das nur im Wege war, während die ganze

Stadt aus dem Schlafe erwachte, während Vater und Bräutigam auf ihre Posten eilten und Danira — bei dem Namen blitzte plötzlich eine Erkenntnis der Wahrheit in dem jungen Mädchen auf. Sie begriff, daß Danira mit jenem Ereignis in Verbindung stand, daß sie eine Rolle darin spielte, wenn ihr auch der Zusammenhang dunkel blieb.

Edith kehrte in ihr Schlafzimmer zurück, aber von Schlaf war keine Rede. Die Nacht verging sehr unruhig; der Oberst war hinaus geeilt, um selbst die Wachen und Posten zu inspizieren und sich zu überzeugen, daß wenigstens in der Stadt sich nichts Verdächtiges regte. Er kehrte erst nach zwei Stunden zurück. Ordonnanzen kamen und gingen, mit Tagesanbruch verließ ein Detachement die Stadt und wandte sich den Bergen zu. Auch die Einwohner, die jener Signalschuß erweckt hatte, waren größtenteils auf den Beinen, um zu erfahren, was denn eigentlich geschehen sei. In der jetzigen Zeit gewann jedes ungewöhnliche Ereignis auch eine ungewöhnliche Bedeutung.

Erst gegen Morgen begann die Aufregung sich zu legen. Man erfuhr, daß es sich in der That nur um die Flucht eines Gefangenen handelte, der während der Nacht entkommen war und den jenes De-

tachement verfolgte. Jetzt erschien auch Lieutenant von Steinach, der dem Kommandanten in der Nacht nur die notwendigsten Meldungen herabgesandt hatte, um ihm persönlich Bericht zu erstatten.

Die Unterredung hatte bereits über eine halbe Stunde gewährt. Die beiden Männer befanden sich allein im Arbeitszimmer des Oberst und die Mienen beider waren so ernst, ja finster, daß man wohl sah, der Vorfall war nicht ganz so unbedeutend gewesen, wie man es in der Stadt erzählte.

„Ich habe von Anfang an nicht geglaubt, daß Joan Obrevic wirklich in versöhnlicher Absicht hier war," sagte Gerald. „Seit einigen Tagen war ich ihm auf der Spur, aber diesen tollkühnen Befreiungsversuch hatte ich am wenigsten erwartet. Es galt bisher für unmöglich, das Kastell von der Felsenseite her zu ersteigen."

„Für diese Bergbewohner giebt es keine Unmöglichkeit," entgegnete der Oberst. „Am wenigsten, wo es sich um Felsen und Klippen handelt. Aber wie kam es denn, daß du mitten in der Nacht die Flucht entdecktest, die selbst die Posten nicht bemerkt hatten?"

„Ich konnte nicht schlafen und die gestrigen Entdeckungen hatten mich argwöhnisch gemacht. Gegen

Mitternacht unternahm ich noch einmal einen Rekognoszierungsgang über den Wall und da sah ich beim Sternenschimmer, wie der Gefangene sich an der Mauer herabließ und den Boden gewann, wo zwei andere ihn erwarteten. Ich alarmierte sofort die Wachen und eilte selbst zur Stelle. Die Flüchtigen, als sie sich verraten sahen, gaben Feuer auf mich, die Kugeln flogen mir dicht am Kopfe vorüber, da antwortete auch ich und mein Schuß streckte den einen zu Boden. Die beiden andern traten tollkühn den grauenhaften Weg über die Felsen an und entkamen in der Dunkelheit. Als meine Leute herbeieilten und Fackeln gebracht wurden, sahen wir, daß ich den Joan Obrevic erschossen hatte, der tot am Fuße der Mauer lag — er hatte die Freiheit seines Sohnes mit seinem Leben bezahlt."

Arlow hatte schweigend zugehört, aber der Ausdruck seines Gesichts wurde immer sorgenvoller und jetzt fragte er rasch:

„Kannte dich der junge Obrevic?"

„Gewiß, ich sah ihn öfter, ebenso wie die anderen Gefangenen, da ich das Kommando im Kastell führte."

„Und du glaubst, daß er dich auch heute nacht erkannt hat?"

„Das ist wohl zweifellos, denn es waren Kommandoworte, die ich meinen Leuten zurief. Die Schüsse galten mir allein, bei einer Verfolgung durch die Posten hätte man die Flucht wahrscheinlich nicht damit verzögert, es war ein Racheakt gegen mich persönlich."

Der Oberst stand auf und ging einigemal schweigend im Zimmer auf und nieder, endlich blieb er stehen und sagte mit tiefem Ernst:

„Gerald, ich gäbe viel darum, wenn eine andere Kugel als die deinige den Joan Obrevic niedergestreckt hätte!"

„Weshalb?" fragte der junge Offizier erstaunt aufblickend.

„Du hast den Vater erschossen und der Sohn ist in die Berge entkommen. Er trägt die Nachricht von deiner That dorthin und ich sagte dir bereits, daß gestern abend die Ordre eingetroffen ist, dich von deinem Posten abzulösen und mit deinen Leuten dem Regimente nachzusenden."

„Was längst mein sehnlicher Wunsch gewesen ist! Ich bin es wahrlich müde, Gefangene zu bewachen, während meine Kameraden sich mit den Insurgenten herumschlagen."

Der Oberſt ſchüttelte den Kopf und der ſorgenvolle Ausdruck in ſeinen Zügen trat noch deutlicher hervor, als er antwortete:

„Du kennſt dies Volk nicht, wie ich es kenne, die Blutrache beſteht bei ihm in ihrer ganzen Furchtbarkeit. Der Führer iſt von deiner Hand gefallen, nicht einmal im Kampfe, im Handgemenge, ſondern auf der Flucht und man weiß, daß du ihn getötet haſt — du biſt vogelfrei da oben in den Bergen!“

Gerald zuckte die Achſeln. „Das läßt ſich nicht ändern. Wie die Dinge lagen, konnte und durfte ich nicht anders handeln. Ich mußte auf die Flüchtlinge feuern, als ſie meinem Rufe nicht Stand hielten, umſomehr, als ſie mich ſelbſt angriffen.“

„Du haſt vollkommen richtig gehandelt, aber es iſt eine unglückſelige Verkettung von Umſtänden. Der Stamm des Obrevic hat ſich zweifellos nur ſo lange paſſiv verhalten, bis der Sohn des Führers befreit und in Sicherheit war, jetzt werden ſie nicht ſäumen, ſich der Empörung anzuſchließen und du haſt vielleicht ſofort gegen ſie zu marſchieren. Verſprich mir, vorſichtig zu ſein, und dich vor allen Dingen nie allein hinauszuwagen, hörſt du? Nimm ſtets Begleitung mit.“

Der junge Offizier trat mit einer halb unwilligen Bewegung zurück.

„Soll ich meinen Leuten ein Beispiel von Furcht und Zaghaftigkeit geben? Sie sind Soldat wie ich und zu unserm Berufe gehört nun einmal die Gefahr.“

„Die Vorsicht schändet auch den Soldaten nicht, sobald es sich um Heimtücke und Hinterhalt handelt. Du wirst deine Pflicht im vollsten Maße thun — ich erwarte nichts anderes von dir, aber thue auch nicht mehr und laß dich von deinem Eifer nicht fortreißen, eine Gefahr herauszufordern, die nach dem Vorfall von heute nacht dich und dich nur allein bedroht. Du bist das dir und vor allen Dingen deiner Braut schuldig. Ich fordere dein Wort darauf, daß du besonnen sein wirst!“

„Ich werde wachsam sein und mein Leben nicht leichtsinnig auf das Spiel setzen. Mehr kann ich nicht versprechen, denn alles, was darüber hinausgeht, wäre Feigheit.“

Der Oberst unterdrückte einen Seufzer. „Du hast recht Gerald, aber ich sehe dich mit schwerem Herzen scheiden. — Still, da kommt Edith! Laß sie nicht ahnen, was wir gesprochen haben, sie darf nicht nutzlos geängstigt werden. — Nun mein Kind, da bist

du ja! Hast du die Aufregung der Nacht glücklich verschlafen?“

Edith, die soeben eintrat, um dem Vater den gewohnten Morgengruß zu bringen, sah nicht ganz so rosig und strahlend aus wie sonst. Es lag etwas Müdes, Überwachtes in ihren Zügen und auch ihre Stimme hatte nicht den sonstigen frischen Klang, als sie antwortete:

„Ich konnte nicht wieder einschlafen, es war ja im Hause alles wach und in Bewegung und ich wußte nicht einmal, wie es um Gerald stand.“

Gerald, der seiner Braut entgegen ging, um sie zu begrüßen, fühlte den Vorwurf in ihren Worten. Er hatte gar nicht daran gedacht, ihr eine Nachricht zu senden und doch konnte er voraussetzen, daß sie seinetwegen beunruhigt war.

„Verzeih,“ entgegnete er rasch. „Ich glaubte, du hättest bereits von dem Papa erfahren, daß der nächtliche Vorfall gar nicht von Bedeutung war.“

„Es heißt doch, die Flüchtlinge hätten auf dich geschossen, du hättest gleichfalls Feuer gegeben und den einen —“

„Die Leute übertreiben wie gewöhnlich,“ unterbrach der Oberst. „Gerald ist natürlich zur Stelle

gewesen und hat seine Pflicht gethan, doch du siehst ja, daß er unversehrt und munter ist. Leider aber hat er mir Nachrichten gebracht, die mich zwingen, hier in meinem Hause sehr ernste Dinge zu verhandeln. Wo ist Danira?"

Edith blickte auf, aber es war nicht der Vater, den sie ansah, sie wandte sich an Gerald mit ihrer Antwort.

„Danira ist fort."

Der junge Offizier zuckte leicht zusammen, es war nur ein Moment und er unterdrückte sofort die Bewegung, aber sie war doch gesehen worden. Der Oberst dagegen fuhr auf.

„Fort? Wohin?"

„Ich weiß es nicht. Sie kam heute Nacht in mein Schlafzimmer, um mir Lebewohl zu sagen, in einer wilden, stürmischen Weise, die mich noch mehr erschreckte als ihre Worte. Sie verbot mir, dich zu wecken und ihre Flucht zu verraten, und war fort, ehe ich noch recht zur Besinnung kam. Ich verstand nichts von dem allen, nichts als — die Botschaft, die sie mir an Gerald auftrug."

„An Gerald?" wiederholte Arlow, dessen Erstaunen für den ersten Augenblick seine Entrüstung überwog.

„Ja, an ihn!“ Die Augen des jungen Mädchens hafteten mit halb scheuem, halb forschendem Ausdruck auf dem Gesicht ihres Verlobten, während sie die Worte Daniras wiederholte. Sie sah die schnell verschwindende Röte auf seiner Stirn und sah auch das Aufleuchten seiner Augen bei der Rechtfertigung, die jene Worte enthielten.

„Ich ahnte es, daß der Morgen sie nicht mehr hier finden würde,“ sagte er endlich. „Sie konnte nicht bleiben, nach dem, was geschehen war, und sie wäre ja doch früher oder später gegangen, aber ich hatte in der That Schlimmeres vorausgesetzt, als einen Befreiungsversuch.“

„Ich dächte, das wäre schlimm genug!“ brauste der Oberst auf. „Dieses undankbare, verräterische Geschöpf, das jahrelang in unserer Mitte lebte, das wie ein Kind des Hauses gehalten wurde, und nun die empfangenen Wohlthaten so heimzahlt — es ist schändlich!“

Die Empörung war dem Manne wohl zu verzeihen, der mit dem besten Willen und den wohlwollendsten Absichten versucht hatte, ein fremdes, widerstrebendes Element zu bändigen, aber der Zorn machte ihn ungerecht. All' die geheime Abneigung, welche

er von jeher gegen die Pflegetochter gehegt hatte, brach jetzt schrankenlos hervor, er erging sich in den heftigsten Vorwürfen gegen die Entflohene und konnte nicht Worte genug finden, sie zu verurteilen.

Gerald hörte eine Weile schweigend zu, doch die Röte in seinem Gesicht wurde immer dunkler und seine Stirn umwölkte sich immer mehr. Als aber der Oberst jetzt noch einmal das Wort „niederträchtiger Verrat“ brauchte, da sprühte es auf in den Augen des jungen Mannes, so jäh und wild wie damals, als man ihm selbst eine Beleidigung in das Antlitz schleuderte.

„Danira ist keine Verräterin, das hat sich jetzt ergeben,“ sagte er scharf und bestimmt, „und daß sie die Hand bot zur Rettung eines der ihrigen, schändet sie nicht in meinen Augen.“

„Willst du etwa ihre Partei nehmen?“ rief Arlow gereizt. „Willst du eine Landstreicherin entschuldigen, die heimlich, bei Nacht und Nebel das Haus verläßt, um in die Berge zu laufen, mit einem entsprungenen Gefangenen und —“

„Unter dem Schutze ihres Bruders, der sie gerufen hat und der sie jetzt in die Heimat zurückführt! Es war ein Mißgriff, daß man das Mädchen über-

haupt dieſer Heimat entriß und ſie hat jedenfalls am ſchwerſten darunter gelitten. Sie hat gefehlt, das iſt wahr, aber die Stimme des Blutes iſt eben ſtärker geweſen, als die der Dankbarkeit — vielleicht hätte ich an ihrer Stelle nicht anders gehandelt!“

Der Oberſt ſah ſprachlos vor Erſtaunen ſeinen künftigen Schwiegerſohn an, den er zum erſtenmal in ſolcher Erregung erblickte.

„Nun bei dir war ich auf ſolche Anſichten am wenigſten gefaßt!“ brach er aus. „Du wirfſt dich ja förmlich zum Ritter und Verteidiger der Entflohenen auf. Edith, was ſagſt du eigentlich zu der Sache? Du ſprichſt ja kein Wort!“

Ediths Augen lagen noch immer unverwandt auf dem Antlitz des jungen Offiziers und ſie wandte auch jetzt den Blick nicht ab.

„Ich glaube, Gerald hat recht,“ ſagte ſie leiſe. „Ich habe ähnliches empfunden, als Danira mir heute nacht Lebewohl ſagte.“

„Ja, ſo iſt die Jugend, ſie ſieht immer nur die romantiſche Seite!“ rief der Oberſt unmutig. „Von euch iſt kein unbefangenes Urteil zu erwarten, wir wollen nicht weiter darüber ſtreiten. Bei alledem bin ich froh, daß die Sache auf dieſe Weiſe ein Ende

genommen hat. Ich habe es stets für ein Unglück gehalten, daß meine eigene Übereilung mich zwang, ein derartiges Element in meinem Hause zu dulden. Die Anwesenheit dieser Danira lastete wie ein Alp auf uns allen."

„Ja, es war gut, daß sie ging — für uns alle!" sagte Gerald mit einem tiefen Atemzuge, es klang beinahe, als sei auch ihm ein Alp von der Brust genommen.

Arlow ging einigemal auf und nieder, wie das seine Gewohnheit war, wenn er eine Aufregung bekämpfte, dann blieb er vor seiner Tochter stehen.

„Und über all' diesen Erörterungen vergessen wir die Hauptsache. Du weißt es ja noch gar nicht, mein Kind, daß Gerald fort muß. Gestern abend ist die Ordre gekommen und morgen schon marschiert er mit seinen Leuten dem Regimente nach."

„So bald schon?" fragte Edith, aber es klang tonlos, halb mechanisch. Der Vater sah sie verwundert an, er hatte doch geglaubt, daß sie die Nachricht anders aufnehmen würde. Gerald aber trat zu seiner Braut und beugte sich zu ihr nieder.

„Ja, ich muß fort, und meine kleine Edith muß es mir schon verzeihen, wenn ich mich danach sehne,

endlich auch die Gefahren und Mühen meiner Kameraden zu teilen. Ich soll mir mit dieser Kriegsfahrt ja die Braut verdienen. Wenn ich zurückkomme, dann kehren wir diesem Lande den Rücken und ich führe meine junge Frau in die Heimat, in das schöne, sonnige Tyrol und in die Arme meiner Mutter. Glaub' es mir, Edith, dort kann man sehr, sehr glücklich sein!"

Es lag eine ganz ungewohnte Wärme und Innigkeit in diesen Worten, freilich auch eine seltsame Hast und Unruhe und es war ein mehr krampfhafter als zärtlicher Druck, der die Hand des jungen Mädchens preßte, das keine Silbe darauf erwiderte. Der Oberst dagegen sagte gänzlich versöhnt:

„Nun, das ist vernünftig gesprochen! Edith wird sich in die Trennung finden bis zu deiner Rückkehr, sie ist ja ein Soldatenkind. — Aber jetzt geh, mein Sohn! du mußt nach dem Kastell und die Anordnungen treffen, die wir besprochen haben. Am Nachmittage erwarten wir dich; ich werde dafür sorgen, daß du dich wenigstens den letzten Abend deiner Braut widmen kannst."

Gerald zog die kleine Hand an seine Lippen, die in der seinigen lag und diesmal drückte er wirklich

einen langen, innigen Kuß darauf. Es lag faſt etwas wie Abbitte darin, und er blickte vorwurfsvoll auf, als ihm die Hand ſo raſch entzogen wurde.

„Sieh, da bricht ja das Eis!“ ſagte der Oberſt ſcherzend, als ſich die Thür hinter dem jungen Offizier geſchloſſen hatte. „Die Trennung ſcheint es dem Gerald erſt klar zu machen, was er an ſeiner kleinen Braut beſitzt. Glaubſt du noch, daß er nicht fähig iſt, zu lieben?“

Edith wandte langſam ihr Geſicht dem Vater zu, es war erſchreckend bleich und in den blauen Augen ſtanden ein paar heiße Thränen.

„O ja, Gerald kann lieben!“ ſagte ſie mit bebenden Lippen. „Seit heute weiß ich, daß er es kann — aber mich hat er nie geliebt!“

Viertes Kapitel.

Auf ödem, felsigen Hochplateau lag in voller Einsamkeit und Abgeschiedenheit ein Fort, das schon vor Jahren erbaut, in der letzten Zeit wieder stark befestigt worden war, und gegenwärtig einen Mittelpunkt für die militärischen Operationen zur Bekämpfung des Aufstandes bildete.

Monate waren seit dem Ausbruche desselben vergangen und noch war die Insurrektion nicht völlig niedergeworfen, wenn auch alle Anzeichen auf ein baldiges Erlöschen hindeuteten. Die Truppen hatten während dieser Zeit Gefahren und Entbehrungen aller Art ertragen, es lag eine Reihe von heißen Kämpfen hinter ihnen und hier galt es nicht bloß mit den Menschen zu kämpfen, sondern mit dem Boden, dem Klima, mit der ganzen Unwegsamkeit und Öde dieses Felsenbezirkes, die sich als Feinde

erwiesen, während sie den Eingeborenen ebenso viele Bundesgenossen wurden. Trotzdem war der größte Theil des schweren Werkes bereits gethan und das Schicksal des Aufstandes entschieden.

Nur der Stamm, an dessen Spitze Joan Obrevic gestanden hatte, setzte den Truppen noch einen zähen, energischen Widerstand entgegen. Er hatte sich sofort nach dem Tode seines Führers und der Rückkehr von dessen Sohne der Empörung angeschlossen und jetzt nahm dieser Sohn die Stelle des Vaters ein und führte einen wilden, verzweifelten Kampf, bei dem die ganze Grausamkeit seines Volkes zum Vorschein kam. Im stolzen Trotze wies er jede Unterwerfung, jede Unterhandlung zurück und wehe dem, der verwundet oder gefangen in seine Hände fiel!

Man hatte in dem Fort eine Anzahl von Verwundeten untergebracht, deren Zustand einen weitern Transport nicht gestattete, und aus diesem Grunde befand sich auch Pater Leonhard hier, der gekommen war, um den Kranken geistlichen Trost und Beistand zu gewähren. Die Sonne brannte heiß nieder auf die Steinmassen der kleinen Festung, aber drinnen im Schutze der dicken Mauern war es verhältnismäßig kühl. In dem kleinen Zimmer, das man ihm

angewiesen, saß der Pater und vor ihm stand Jörg Moosbacher, über und über bestaubt, erhitzt und mit allen Kennzeichen eines anstrengenden Marsches.

„Da sind wir, Hochwürden!“ sagte er. „Das heißt, da bin ich vorläufig, halb verdurstet, dreiviertel marode und ganz und gar gebraten von der Sonnenhitze. Nun, wenn man alle Tage das Vergnügen hat, gewöhnt man sich am Ende daran.“

„Die Strapazen scheinen dir trotzdem gar nicht übel zu bekommen,“ bemerkte der geistliche Herr, mit einem Blick in das Gesicht des jungen Soldaten, das allerdings dunkler gebräunt erschien, aus dem aber die schwarzen Augen ebenso keck und lebenslustig hervorblitzten wie sonst.

„Man hält's eben aus,“ meinte er gefaßt. „Ich hab' es ja vorher gewußt, es ist ein gottverlassenes Land! Menschen giebt es hier überhaupt nicht, ausgenommen die allergetreusten Truppen seiner Majestät, die sich mit diesen Wilden herumschlagen müssen. Wir marschieren stundenlang, ohne einen Baum oder Strauch zu Gesichte zu bekommen, nichts als Himmel, Steine und Sonnenglut und zur Abwechselung einmal eine Bora, daß einem Hören und Sehen vergeht. Wenn Sie nicht bei uns wären, Hochwürden, dann

gäb' es auch kein Christentum, wir sind ja hier unter die Türken und Heiden geraten. O, du mein schönes, gesegnetes Tyrol! Das hat der Herrgott eigens zu seinem Vergnügen erschaffen, aber ich möcht' doch wissen, was er sich eigentlich dabei gedacht hat, als er die Krivoscie erschuf."

Jörg stand noch immer auf etwas gespanntem Fuße mit dem Namen, der in einer ganz barbarischen Aussprache von seinen Lippen kam, der Priester aber sagte verweisend:

„Unser Herrgott weiß es am besten, warum er seine Gaben so und nicht anders verteilt hat. — Du hast also Herrn von Steinach und seine Leute im Fort angemeldet?"

„Ja, in einer halben Stunde werden sie hier sein, hoffentlich noch bei lebendigem Leibe."

„Weshalb? Sind Verwundete bei der Truppe?"

„Nein, als ich fortging, waren sie noch alle wohl auf, aber man ist ja hier keine Stunde seines Lebens sicher. Wie oft schon, wenn wir ganz lustig marschierten, und das Lied vom schönen Land Tyrol sangen, ist uns unversehens diese verdammte Krivoscie über den Hals gekommen! Eben ist die Wildnis noch ganz leer und auf einmal sind die Kerle da,

als wären sie aus den Steinen emporgewachsen und ihre Kugeln fliegen uns um die Köpfe. Dabei halten sie nirgends stand, wenn wir sie in der Schlucht fassen wollen, sind sie schon oben auf der Höhe und wenn wir hinaufklettern, sind sie wieder unten. Geht es ernstlich zum Angriff, dann ist in einem Hui die ganze Bande verschwunden, als ob die Felsen sie eingeschluckt hätten und wir stehen ganz verdutzt da und sehen uns an und zählen unsere Nasen und Ohren, ob wir sie auch noch alle beisammen haben."

Die ebenso drgstische als erschöpfende Schilderung der krivoscianischen Kriegsführung rief ein flüchtiges Lächeln auf dem Gesichte Pater Leonhards hervor.

„Wenn man dich hört, sollte man meinen, du wärst ein schlechter Soldat und thätest nur halb gezwungen deine Pflicht," sagte er. „Und doch habe ich vor einigen Tagen deinen Eltern schreiben können, daß ihr Jörg sich bei jeder Gelegenheit hervorthut, und daß die Vorgesetzten seiner Unerschrockenheit und Tapferkeit das höchste Lob erteilen."

Jörg sah sehr stolz aus bei dem ihm gespendeten Lobe, aber er lehnte es bescheiden ab.

„Das habe ich meinem Lieutenant abgesehen! Der geht noch ganz anders drauf und wenn der mit

257665B

den Insurgenten zusammengerät, schickt er sie immer mit blutigen Köpfen heim. Haben Sie vielleicht auch an die gnädige Frau von Steinach geschrieben, Hochwürden?"

„Nein, ich hatte keine Veranlassung dazu und ich denke, das wird der Lieutenant selbst thun."

„Ich müßt' es auch," meinte der junge Tyroler mit niedergeschlagener Miene. „Die Gnädige hat mir den Herrn Gerald ja auf Leib und Leben anempfohlen — aber ich bring' es nicht über das Herz, ihr den Kummer zu machen."

„Kummer? Weil ihr Sohn sich so auszeichnet?"

„Nein, deshalb nicht, die Geschichte ist ja ganz anders, Hochwürden." Jörg faltete andachtsvoll die Hände. „Sie haben mir oft vorgehalten, wie viel Dummheiten ich schon begangen habe und so ist's auch. Aber das macht nichts, das reicht noch lange nicht so weit, wie die einzige Dummheit, die der Herr Gerald in seinem ganzen Leben begangen hat. Jetzt kann ich's nicht mehr mit ansehen, jetzt muß ich's Ihnen sagen."

Er stieß einen so herzbrechenden Seufzer aus, daß der Pater ihn erschreckt und beunruhigt anblickte.

„Was ſoll das heißen? Was iſt mit dem Lieutenant?“

„Behext iſt er!“ brach Jörg verzweiflungsvoll aus. „Total behext!“

„Jörg — biſt du bei Verſtand?“

„Ich bin's ſchon, aber er iſt's leider nicht mehr. Das arme gnädige Fräulein in Cattaro! So hübſch, ſo luſtig und neckiſch, daß einem das Herz aufgeht, wenn man ſie nur ſieht, und nun dieſe Danira —“

„Die Pflegetochter des Kommandanten, die in der Nacht entfloh? Was iſt es mit ihr?“

„Das iſt die Hexe, die es meinem Lieutenant angethan hat!“ rief Jörg ingrimmig. „Irgend einen Hexentrank hat ſie ihm gebraut, ſie wiſſen ja Beſcheid damit, dieſe Wilden, und nun iſt das Unglück da — er iſt verliebt in ſie!“

Pater Leonhard erhob ſich in äußerſter Beſtürzung.

„Unmöglich! Gerald von Steinach, der ruhige, beſonnene Mann, mit ſeinem ſtrengen Pflichtgefühl, und eine ſolche Leidenſchaft — das kann nicht ſein! Wie kommſt du auf dieſe Idee?“

Der junge Soldat trat einen Schritt näher und dämpfte ſeine Stimme, obwohl ſie ſich allein befanden.

„Ich hab' es ſchon in Cattaro gewußt, aber ich

hab' es nicht glauben wollen. Am Abend vor dem Abmarsch war der Lieutenant noch einmal bei dem Kommandanten und ich durfte ihn begleiten, um mich dem gnädigen Fräulein zu empfehlen. Aber wir bekamen sie gar nicht zu Gesichte, auch der Herr Gerald nicht, statt dessen war er allein mit seinem Schwiegervater und sie schlossen sich ein, wohl eine Stunde lang. Ich stand im dunkeln Vorzimmer, als sie endlich herauskamen, der Herr Oberst sah mich nicht und da hörte ich, was er noch zum Abschied sagte:

„Ich will dir nicht unrecht thun, Gerald; ich glaube selbst, daß das Ganze nur eine thörichte Einbildung Ediths ist, aber was du sagst, beruhigt mich nicht, denn es zeigt mir, daß du dir selbst nicht klar bist. Wir trennen uns jetzt, und du gehst ernsten Dingen entgegen, da hast du auch Zeit, dich ernstlich zu prüfen. Du hast mir dein Ehrenwort gegeben, nicht eher an deine Braut zu schreiben, bis du ihr mit voller Offenheit sagen kannst: Ich habe Danira nicht geliebt, mein Herz gehört dir allein. Kannst du das, dann ist dir die Braut unverloren, denn ich baue unbedingt auf deine Ehre und Edith wird es auch thun. Nun lebe wohl, ich hoffe, du wirst bald schreiben!"

Pater Leonhard hörte in äußerster Spannung dieser wörtlichen Wiedergabe des Gespräches zu, jetzt fragte er rasch:

„Nun und —?“

„Nun, Hochwürden — der Herr Gerald hat nicht geschrieben.“

„Wirklich nicht? Weißt du das genau?“

„Ganz genau. Ich habe ja alle Briefe an den Boten zu besorgen, es war kein einziger an das gnädige Fräulein darunter.“

„Das ist allerdings ein schlimmes Zeichen,“ sagte der Pater halblaut, „sehr schlimm!“

„Hexerei ist es, schändliche Hexerei!“ rief Jörg wütend. „Die gnädige Frau Mutter trifft der Schlag, wenn sie es erfährt! Das Schloß Steinach stellt sich auf den Kopf und der Moosbacher Hof dazu und das ganze Tyrol — da muß eine hochwürdige Geistlichkeit einschreiten, das geht nicht anders, gegen Hexerei hilft nur der Priester.“

Der Geistliche achtete nicht auf die letzten Worte, die Nachricht berührte ihn augenscheinlich auf das peinlichste, erst nach einer Pause sagte er:

„Hast du dem Lieutenant jemals eine Andeutung gemacht, daß du von der Sache weißt?“

„Einmal habe ich es verſucht," ſagte Jörg kleinlaut. „Aber ich kam nicht weiter als bis zu dem Namen Danira. Da fuhr er auf und ſah mich an mit ein paar Augen — ich dachte gar nicht, daß der Herr Gerald ſo blicken könnte — ich hab es halt nicht zum zweitenmal probiert."

„So will ich verſuchen, ob er mir Rede ſteht. Einſtweilen ſchweigſt du auch ferner darüber, gegen jedermann."

Hier wurde das Geſpräch unterbrochen, denn man vernahm draußen Kommandorufe und den taktmäßigen Schritt marſchierender Soldaten.

„Da ſind ſie!" rief Jörg auffahrend. „Entſchuldigen Sie, Hochwürden, ich muß nachſehen, ob ſie mir auch die Jovica mitgebracht haben; der Herr Lieutenant hat ſie unter ſeinen Schutz genommen, da ich fort mußte."

„Wer iſt die Jovica?" fragte der Pater, aber er erhielt keine Antwort, der junge Soldat war bereits zur Thür hinaus und der Geiſtliche trat an das Fenſter, um hinauszublicken.

Es war in der That Lieutenant von Steinach, der ſoeben mit ſeiner Abteilung einrückte, freudig bewillkommt von der Beſatzung des Forts. Die Offiziere

begrüßten sich und die Soldaten gaben unverhohlen ihre Freude kund, das Ziel erreicht zu haben, wo ihnen nach dem anstrengenden Marsche Ruhe und Erquickung winkten. Es gab ein fröhliches Durcheinander, als plötzlich Jörg erschien, in aller Eile die Honneurs vor seinem Lieutenant machte und dann wie ein Stoßvogel mitten in seine Kameraden hineinschoß, wo er irgend etwas zu suchen schien.

Pater Leonhard begab sich jetzt auch hinunter, um den jungen Offizier zu begrüßen, den er seit dem Abmarsch von Cattaro nicht wiedergesehen hatte, denn bei der eigentümlichen Art des Feldzuges operierten die einzelnen Abteilungen des Regiments meist getrennt voneinander. Am Fuße der Treppe kam ihm Gerald bereits entgegen, in Begleitung des im Fort kommandierenden Offiziers. Die Begrüßung war warm und herzlich, konnte aber für den Augenblick nur eine flüchtige sein. Gerald verhieß, sobald als möglich den geistlichen Herrn aufzusuchen, und schickte sich dann an, seinem Kameraden zu folgen; im Begriff zu gehen aber wandte er sich noch einmal um und fragte:

„Hat Ihnen Jörg denn schon von seinem Findling erzählt?“

„Von welchem Findling? Ich weiß kein Wort davon.“

„Jörg bekleidet gegenwärtig eine neue Charge, die ihm allerdings etwas seltsam zu Gesichte steht. Er hat sich zum Pflegevater aufgeworfen und beabsichtigt, Ihnen seinen Pflegling vorzuführen. Sie werden das Nähere ja von ihm hören. Auf Wiedersehen, Hochwürden.“

Die Herren gingen und Pater Leonhard schüttelte sehr befremdet den Kopf. Er konnte sich sein raufluſtiges Beichtkind durchaus nicht in der angedeuteten Situation vergegenwärtigen, aber er sollte nicht lange in Zweifel bleiben, denn soeben betrat Jörg die Treppenhalle, mit einem jungen Mädchen, das er wie ein Kind an der Hand führte.

„Gott steh mir bei!“ rief der Pater, der auf diesen Anblick gar nicht gefaßt war. „Was bringst du mir da?“

„Eine Wilde!“ versetzte der junge Soldat mit großer Feierlichkeit. „Aber Sie dürfen nicht erschrecken, Hochwürden, sie ist ganz zahm.“

Der Geistliche blickte erstaunt auf das kleine, zarte Geschöpf, das seinem Führer kaum bis an die Schulter reichte. Es war ein noch sehr junges Mädchen,

kaum dem Kindesalter entwachsen, schlank wie eine Gemse und scheu wie diese. Das südlich dunkle Antlitz mit den noch ganz kindlichen Zügen und die dunkeln Augen hatten einen Ausdruck schüchterner Unterwürfigkeit und Sanftmut, während die Kleidung so elend und dürftig war, wie man es nur bei den ärmsten Hirtenstämmen des Landes fand.

„Das ist die Jovica!“ erklärte Jörg, in einem Tone, als sei damit alles gesagt; dem Pater genügte aber diese Erklärung nicht, er begehrte zu wissen, wer die Jovica denn eigentlich sei und woher sie komme, und so mußte Jörg sich denn zu einer längeren Erzählung herbeilassen.

„Vor zwei Tagen mußten wir ein paar von den Erd- und Steinhütten nehmen, die sie hier ein Dorf nennen. Es ging scharf her dabei, aber wir setzten uns zuletzt darin fest und die Einwohner flohen. Da fand ich das arme Ding, das allein zurückgeblieben war, in einem Winkel versteckt, halb verhungert und fast zu Tode geängstigt. Sie glaubte wohl, daß ich sie gleich auf der Stelle spießen werde, denn sie zitterte am ganzen Leibe, aber ich habe ihr jetzt eine bessere Meinung von den tyroler Kaiserjägern beigebracht, nicht wahr, Jovica?“

Das Mädchen verstand offenbar kein Wort von der ganzen Rede; ihre großen Augen hafteten furchtsam und ängstlich auf dem ihr fremden Geistlichen, während sie sich mit unverkennbarer Zutraulichkeit an ihren Beschützer schmiegte, der jetzt fortfuhr:

„Der Herr Lieutenant versteht Slavisch und da kam es denn heraus, daß sie gar nicht in das Dorf gehörte. Sie war mit einem Trupp Flüchtiger von der Grenze gekommen und wußte selbst nicht, wo sie eigentlich zu Haus war. Sie hat es mir klar gemacht: Vater tot — Mutter tot — alles tot! — Da bleibt doch nichts übrig, als daß ich Vater- und Mutterstelle bei ihr vertrete."

Die Worte kamen so ehrlich und treuherzig heraus, daß der Pater ein leises Lächeln nicht unterdrücken konnte, aber er sagte ruhig:

„Ich denke Jörg, es ist am besten, wenn du mir deinen Schützling anvertraust."

„Ja, das meint der Herr Lieutenant auch, und deshalb bringe ich Ihnen ja eben die Jovica, aber Hochwürden, Sie werden Ihre Not damit haben, denn es ist noch ein grausames Heidenkind. Gleich am ersten Tage ist es herausgekommen, daß sie noch mitten im Heidentum steckt. Sie kennt kein Kruzifix

und keine Kirche und den lieben Herrgott nennt sie „Allah“.

„Dann gehört das Mädchen vermutlich einem der mohamedanischen Stämme an, die an der Grenze wohnen. Wenn sie wirklich eine Waise und ganz verlassen ist, müssen wir uns allerdings ihrer annehmen, es fragt sich nur, was wir mit ihr anfangen.“

„Vor allen Dingen müssen wir sie taufen,“ meinte Jörg väterlich. „Das kann gleich hier im Fort geschehen, aber ich will Taufpate sein.“

„Das geht nicht so ohne weiteres. Zuerst muß das Mädchen doch in den Lehren des Christentums unterrichtet werden und wir müssen wissen, ob sie überhaupt dafür empfänglich ist.“

Jörg sah sehr enttäuscht aus, als der Taufakt, bei dem er eine so wichtige Rolle zu spielen gedachte, in weite Ferne gerückt wurde, aber er sagte ergeben:

„Nun, Sie müssen das am besten wissen, Hochwürden, aber im Heidentume kann das arme Ding nicht bleiben, das ist doch klar.“

„Vorläufig bleibt sie hier,“ entschied der Pater. „Mir ist eine Hilfe bei meinen Kranken sehr erwünscht und da einer davon geläufig slavisch spricht,

so kann er den Dolmetscher machen. Wir wollen das sogleich versuchen."

Er wollte den Arm des Mädchens ergreifen, um sie fortzuführen, aber Jovica widerstrebte aus allen Kräften, als man sie von ihrem Beschützer trennen wollte. Sie klammerte sich angstvoll an ihn und begann bitterlich zu weinen, während sie mit flehender Stimme einige slavische Worte sprach, die Jörg natürlich so wenig verstand, wie sie die seinigen, aber er trat sehr entschieden zurück und zog sie an sich.

„Das geht nicht so Hochwürden," sagte er nachdrücklich. „Mit der Jovica muß man ganz anders umgehen, sonst weint sie und das leide ich nicht. Das arme Ding ist so scheu wie eine von unsern Gemsen und fürchtet sich vor aller Welt, nur vor mir nicht. Man muß ganz väterlich mit ihr reden und das versteh' ich allein."

Er streichelte beruhigend das glänzend schwarze Haar des Mädchens und begann nun in der That eine Rede, in der er sein tyroler Deutsch höchst willkürlich mit einzelnen slavischen Worten mischte, die er irgendwo aufgefangen hatte. Es klang eigentlich mehr barbarisch als väterlich, trotzdem beruhigte sich Jovica sichtlich dabei. Sie sträubte sich nicht mehr,

als er sie schließlich zu dem Pater Leonhard führte und ihr pantomimisch dessen Vortrefflichkeit klar zu machen suchte, aber ihre Augen schwammen noch in Thränen und waren mit rührender Beharrlichkeit unausgesetzt auf ihren Beschützer gerichtet.

Dieser schien noch verschiedene Abschiedsfeierlichkeiten zu beabsichtigen, doch der Pater machte dem ein Ende, indem er seine nunmehrige Pflegebefohlene mit sich nahm. Jörg sah ihnen sehr beruhigt nach, er hatte die beiden Dinge, welche ihm jetzt am Herzen lagen, in die Hände einer hochwürdigen Geistlichkeit gelegt, und war fest überzeugt, daß diese sowohl mit der „Hexerei" als mit dem Heidentum fertig werden würde.

Eben wandte er sich zum Gehen, als sein Kamerad Bartel eintrat, der dem Lieutenant eine Meldung zu bringen hatte.

„Nun Jörg, bist du deinen Findling glücklich los geworden?" spottete er. „Was sagt denn Pater Leonhard zu dem Heidenkinde? Wird er es taufen?"

„Bartel, nimm dich in acht!" versetzte Jörg. „Du bist mein Freund und Landsmann, aber wenn du mich und die Jovica nicht in Ruhe läßt, geht es dir schlimm."

Bartel kümmerte sich nicht um die Warnung, er stichelte weiter!

„Ein sauberes Pflegekind hast du dir ausgesucht! Eine heidnische Hexe, braun wie eine Zigeunerin und zerlumpt wie —“

Weiter kam er nicht, denn sein Freund und Landsmann streckte den Arm aus und führte einen so gewaltigen Schlag nach dem Spötter, daß dieser rückwärts an die Mauer taumelte und sich ganz betäubt den Kopf mit beiden Händen hielt.

„So geht es, wenn man über die Jovica redet!“ sagte Jörg mit Seelenruhe. „Merk' es dir und sag' es auch den Kameraden, daß sie sich danach richten. Ich schlage im Notfall die ganze Kompanie nieder, mir kommt es nicht darauf an!“ und in dem Bewußtsein ein gutes Werk vollbracht zu haben, schritt er mit erhabenem Haupte davon.

Lieutenant von Steinach hatte Wort gehalten und sobald er Zeit dazu fand, den Pater Leonhard in seinem Zimmer aufgesucht. Er stand jetzt am Fenster des kleinen Gemaches und sah hinaus in die öde, tote Karstlandschaft, der der Sonnenuntergang einen täuschenden Schein von Leben verlieh.

Auch den jungen Offizier hatten die Strapazen

des Feldzuges wenig berührt. Zwar trugen seine Züge die Spuren des heißen Sonnenbrandes und das hellbraune Haar legte sich dichter und wirrer um Stirn und Schläfe, sonst aber war seine Erscheinung noch ebenso frisch und kraftvoll wie einst, die Entbehrungen der letzten Wochen schienen ihn nur gestählt zu haben.

Und dennoch entdeckte der beobachtende Blick des Paters eine Veränderung, die zwar nur im Ausdruck lag, aber trotzdem deutlich hervortrat. Das war nicht mehr der ruhige, leidenschaftslose Gerald von Steinach, dessen kühle Besonnenheit bei seinen Kameraden sprichwörtlich geworden war. Es hatten sich fremde Linien in sein Antlitz gegraben, ein halb düsterer, halb bitterer Zug, der von geheimen, mühsam verhehlten Kämpfen erzählte, und in den sonst so hellen Augen lag es wie ein tiefer Schatten. Er hatte von seinen Kriegserlebnissen berichtet, die Chancen des Feldzuges erörtert, von der Heimat und der Mutter gesprochen, aber er erwähnte mit keiner Silbe seiner Braut und vermied es sogar, Cattaro zu nennen, obgleich die Stadt der eigentliche Ausgangspunkt der militärischen Operationen war. Aber auch seine Art zu sprechen war eine andere geworden, hastig und

sprunghaft, als wolle er eine innere Unruhe betäuben und sei mit seinen Gedanken gar nicht bei dem Gespräch. Endlich verstummte er ganz und sein Blick verlor sich träumend in die Ferne. Die Felsen schimmerten rot in den letzten Strahlen der Sonne und am Horizont zeigten sich lange, scharf abgegrenzte Wolkenstreifen, die gleichfalls in dem roten Lichte erglühten.

Das längere Schweigen, welches eingetreten war, weckte Gerald aus seiner Träumerei. Er wandte sich um und als er den forschenden Blick des Paters auf sich gerichtet sah, ging eine Regung des Unmutes über seine Züge.

„Ich beobachte soeben den Himmel," sagte er rasch. „Man lernt nachgerade hier die Wetterzeichen verstehen; es scheint, wir werden eine Bora bekommen. Ich bin froh, daß ich meine Leute im Fort untergebracht habe und daß uns einige Ruhetage in Aussicht stehen."

„Die Ruhe ist euch allen notwendig," meinte Pater Leonhard. „Besonders Ihnen, Gerald; Sie sind ja in den letzten Wochen fast immer auf dem Platze gewesen."

„Es war eben notwendig, die Insurgenten halten uns scharf in Atem. Sie wissen es ja, es ist der

Sohn des Joan Obrevic, der uns jetzt am meiſten zu ſchaffen macht.“

„Und dieſer Sohn ſteht an der Spitze des Stammes und bietet alles auf, ſeinen Vater an Ihnen zu rächen. Das macht mir oft ſchwere Sorge, Gerald! Sie haben mir von Ihren Erlebniſſen geſprochen, aber Sie verſchwiegen mir, wie oft jene Rache Sie ſchon bedroht hat. Ich weiß es durch Ihre Kameraden, daß Sie bisher nur wie durch ein Wunder all den geheimen und offenen Nachſtellungen entgangen ſind.“

Der junge Offizier zuckte die Achſeln.

„Ich ſtehe hier wie dort in der Hand eines Höheren und — es iſt wahr — ich bin in der letzten Zeit ſo oft und ſo wunderbar bewahrt worden, daß ich gelernt habe, dieſem Schutze zu vertrauen.“

„Wer aber die Gefahr herausfordert, wie Sie es nach der Behauptung der anderen Offiziere thun, der fordert damit auch die Vorſehung heraus. Ihr Leben gehört nicht Ihnen allein, andere haben auch ein Recht darauf.“

„Meine Mutter — ja!“ ſagte Gerald langſam. „Ich vergeſſe es bisweilen, daß ſie um mich bangt und ſorgt.“

„Und Ihre Braut?“

Der junge Mann ſchwieg und ſah zu Boden.

„Sie haben doch hoffentlich Nachrichten von ihr? Unſere Verbindung mit Cattaro iſt ja ziemlich regelmäßig.“

Gerald ſah auf, er mochte wohl in dem Blick des Prieſters leſen, daß dieſer mehr wußte, als er zeigen wollte, denn er ſagte raſch:

„Hat Oberſt Arlow Ihnen geſchrieben?“

„Nein, aber vielleicht weiß ich von anderer Seite, was Sie mir verſchweigen.“

Gerald gab keine Antwort, er wandte ſich wieder nach dem Fenſter und ſchien das Geſpräch abbrechen zu wollen, aber Pater Leonhard trat zu ihm und legte die Hand auf ſeine Schulter.

„Gerald, Sie ſind in den letzten Jahren wenig im väterlichen Hauſe geweſen, aber Sie wiſſen doch, daß ich dieſem Hauſe nicht fremd bin. Wollen Sie dem Freunde Ihrer Eltern, dem Prieſter nicht Rede ſtehen?“

Die Frage klang mild, aber doch in ernſter Mahnung, und ſie blieb nicht wirkungslos. Gerald fuhr mit der Hand über die Stirn.

„Was ſoll ich denn ſagen? Weiß ich ſelbſt, was

auf mir laſtet? Ich bin ja hineingehetzt worden in den Zweifel, in den Zwieſpalt mit mir ſelber. Hätten Edith und ihr Vater meiner Ehre vertraut, ſie würden es wahrlich nicht bereut haben. Die Sache war ja zu Ende und ich hätte die Erinnerung daran niedergezwungen wie einen ſchweren Traum — für immer!"

„Eine junge Braut will nicht blos der Ehre ihres Verlobten vertrauen, daß er ſein Wort hält," entgegnete der Pater ernſt. „Sie fordert ſeine Liebe und mit vollem Rechte. Übrigens hat Ihnen der Oberſt, ſo viel ich weiß, die Wiederannäherung freigeſtellt, ſobald Sie es mit freiem Herzen thun können. — Haben Sie Ihrer Braut geſchrieben?"

„Nein," ſagte Gerald ſchwer und dumpf.

„Sie konnten es nicht?"

„Nein, ich konnte nicht."

„Gerald — das iſt ja unmöglich! — das kann nicht ſein!"

„Was iſt unmöglich?" fragte der junge Mann mit tiefer Bitterkeit, „daß der Nachtwandler, den man plötzlich weckt, um ihm die Tiefe zu ſeinen Füßen zu zeigen, vom Schwindel ergriffen wird? Hätte man ihn ungeſtört gelaſſen, er hätte den Weg zurück gefunden. Ich hielt es auch einſt für unmöglich, daß

eine Empfindung wochenlang auf dem Grunde der Seele ſchlummern kann, ohne daß man eine Ahnung davon hat, bis dann mit einemmal ein Blitz einſchlägt, der das Dunkel erhellt, daß ein ſolcher Schlag das ganze Sein und Weſen verändern kann, daß man ſich ſelbſt nicht mehr wiedererkennt in all ſeinem Denken und Fühlen. Damals in Cattaro hätte ich es noch überwinden können, jetzt, wo ich wochenlang mit mir allein geweſen bin, weiß ich, daß ich es nicht mehr kann, und damit bin ich losgelöſt von meiner ganzen Vergangenheit, zerfallen mit denen, die mir am nächſten ſtehen, im ewigen Kampf mit mir ſelber! Wäre es denn da nicht am beſten, wenn ich gar nicht zurückkäme, und wollen Sie mir einen Vorwurf daraus machen, wenn ich die Gefahr aufſuche und die Kugel erſehne, die der ganzen Qual ein Ende macht?“

Er hatte in ſteigender Aufregung geſprochen. Es war in der That eine furchtbare Veränderung mit dem ſonſt ſo ruhigen Manne vorgegangen und der Pater erſchrak über dieſe wilde, fieberhafte Heftigkeit.

„Ich habe nie geglaubt, Sie ſo zu ſehen, Gerald,“ ſagte er vorwurfsvoll und ſchmerzlich zugleich. „Alſo dahin iſt es bereits gekommen, daß Sie den Tod ſuchen, daß —“

„Wir müſſen ja hier alle dem Tode in das Auge ſehen," unterbrach ihn Gerald. „Für mich hat er ſeine Schrecken verloren, das iſt das Ganze. Aber wir ſollten uns das Wiederſehen nicht mit ſolchen Erörterungen verderben, ich wollte von ganz anderen Dingen mit Ihnen reden. Jörg hat Ihnen ſeinen Schützling bereits übergeben, wie ich höre. Er ruhte nicht, bis ich ihm erlaubte, das Mädchen mit nach dem Fort zu nehmen. Es fragt ſich nur, was jetzt aus ihr werden ſoll."

Dies jähe Abbrechen zeigte deutlich, daß er um jeden Preis von dem bisherigen Gegenſtande des Geſpräches loskommen wollte und Pater Leonhard machte keinen Verſuch, ihn dabei feſtzuhalten, er hatte ſchon zu viel erfahren.

Die Unterhaltung drehte ſich noch einige Minuten lang um Jovica, aber keiner der beiden war recht bei der Sache und Gerald ergriff die erſte Gelegenheit, ſich zu verabſchieden. Der Prieſter blickte ihm mit einem ſchweren Seufzer nach.

„Wie wird das enden!" murmelte er. „Die Sache iſt alſo doch wahr, ſo unglaublich ſie ſcheint, man möchte beinahe, wie Jörg, an Hexerei glauben. Freilich, wenn in dieſe ruhigen, eiſigen Naturen einmal

der Funken der Leidenschaft schlägt, dann giebt es einen furchtbaren Brand!“

Die Nacht verging im Fort ohne jeden Zwischenfall und besonders die neuen Ankömmlinge gaben sich der wohlverdienten Ruhe hin, aber sie sollte ihnen nicht lange gegönnt werden. Eben begann der Tag zu dämmern, als urplötzlich das Signal ertönte, das die Soldaten aus dem Schlafe weckte und die ganze Festung geriet in Bewegung.

Pater Leonhard, der noch spät bei seinen Kranken beschäftigt gewesen war, wurde gleichfalls aufgeschreckt — man mußte ja hier immer auf das plötzliche Losbrechen einer Gefahr gefaßt sein — er erhob sich rasch und verließ sein Zimmer, als ihm an der Treppe schon Jörg entgegenkam, in voller Uniform und in höchster Eile.

„Da sind Sie ja, Hochwürden! Der Herr Lieutenant schickt mich, um Ihnen zu melden, daß wir Hals über Kopf fort müssen. Er hat keine Zeit mehr und ich muß auch in fünf Minuten drunten sein. Habe ich es nicht gesagt! Kaum denken wir einmal auszuschlafen, da kommt uns schon wieder die verdammte Krivoscie über den Hals!“

„Was giebt es denn aber? Greifen die Insurgenten etwa das Fort an?“

„Nein, aber unser Hauptmann schlägt sich zwei Stunden von hier mit ihnen herum. Sie haben ihn in der Nacht überfallen, er kann der Übermacht nicht allein stand halten und hat um Verstärkung gesandt. Wir stoßen zu ihm! Hochwürden, ich wollt' nur bitten, daß Sie sich der Jovica annehmen. Das arme Ding weint, wenn es mich heute nicht sieht und ich vertrete doch nun einmal Vaterstelle bei ihr.“

„Sei ohne Sorge, ich habe das Mädchen ja unter meinen Schutz genommen. Wo steht denn eigentlich der Hauptmann?“

Aber Jörg war viel zu sehr mit seinen väterlichen Pflichten beschäftigt, als daß er jetzt Sinn für etwas anderes gehabt hätte, er sprach hastig und abgebrochen weiter:

„Und wenn ich gar nicht zurückkomme — taufen müssen Sie das arme Ding doch wenigstens, es kann doch nicht im Heidentum bleiben. Versprechen Sie mir das, Hochwürden! — Da ist schon wieder das Signal und gerade jetzt fängt diese verwünschte Bora an zu pfeifen. Aber das hilft nichts, hinaus müssen wir doch! Ich wollte, ich könnte dieser ganzen

Krivoscie den Hals umdrehen — nein, nicht der ganzen, die Jovica gehört ja auch dazu! — Behüt' Gott, Hochwürden, und nehmen Sie mir die Jovica in acht!"

Er stürmte die Treppe hinunter, um sich seinen Kameraden anzuschließen. Pater Leonhard folgte und kam noch gerade recht, um zu sehen, wie die Festungsthore geöffnet wurden. Jörg stand bereits in Reih und Glied, Gerald, der sich an der Spitze seiner Leute befand, winkte dem Geistlichen mit dem Degen einen Abschiedsgruß zu, und die kleine Schar zog mutig hinaus in den dämmernden Morgen.

Fünftes Kapitel.

Die Bora hatte den ganzen Tag hindurch geweht, mit einer Heftigkeit, die einem Bewohner der Ebene unheilvoll erschienen wäre, hier legte man ihr keine große Bedeutung bei. Auf den Felsenhöhen des Karstes kannte man Sturmwinde, die allem Leben, das sie auf ihrem Wege fanden, Verderben brachten, und oft genug Roß und Reiter in den Abgrund stürzten. Wohl fuhr es auch heute sausend über den Boden hin und heulte in den Lüften, aber es war doch möglich, im Freien auszudauern und vorwärts zu kommen. Dabei war die Luft trocken, der Himmel klar und die Erde erglänzte im hellen Mondlichte.

In einer jener trichterförmigen Schluchten, die den Felsenboden des Karstes nach allen Richtungen hin spalten, lag ein sogenanntes Dorf, eine kleine Anzahl von Hütten, die roh aus Steinen zusammen-

gefügt, eben nur Schutz vor der Witterung gewährten und kaum menschlichen Wohnungen glichen.

Etwas höher, fast am Rande der Schlucht, aber noch im Schutze der Felsen, erhob sich ein umfangreicheres Gebäude, das allein den Namen eines Hauses verdiente. Es war fest gemauert, hatte regelmäßige Thür- und Fensteröffnungen und verschiedene Innenräume.

Der erste und größte dieser Räume schien den Bewohnern für gewöhnlich zum Aufenthalt zu dienen. Auf der niedrigen Herdstätte brannte ein mächtiges Feuer und beleuchtete die kahlen rauchgeschwärzten Wände, deren einziger Schmuck, ein Kreuz und ein Heiligenbild, bezeugte, daß die Bewohner dem Christentum angehörten. Der Hausrat, roh und derb zusammengefügt, war gleichwohl reicher, als man es sonst in dieser Gegend fand und verschiedene hölzerne Truhen in den Ecken, die wohlgefüllt zu sein schienen, deuteten gleichfalls darauf hin, daß der Besitzer des Hauses zu den Reichen und Angesehenen seines Stammes gehörte.

Die Waffen freilich, die sich sonst an den Wänden jeder Hütte fanden, fehlten hier, zugleich mit den Armen, die sie führten. Was sich von waffenfähigen

Männern sonst im Dorfe befand, das stand jetzt draußen im Kampf und lagerte in den unzugänglichen Schluchten und Engpässen. Nur bisweilen kamen sie heimlich und auf Stunden zu ihren Wohnstätten, die den Truppen offen standen, sie wußten sehr gut, daß die zurückgelassenen Weiber und Kinder nichts von diesen Truppen zu fürchten hatten.

Auf dem hölzernen Tische standen die Reste eines einfachen Mahles und ein junges Weib war beschäftigt, einen Kessel zu reinigen, in dem sie die Mahlzeit bereitet hatte. Sie that ihre Arbeit eifrig und schweigend, ohne sich auch nur mit einer Silbe in das Gespräch der beiden Männer zu mischen, die am Herde standen.

Es waren zwei jugendliche Gestalten, echte Söhne ihres Landes, schlank, braun und geschmeidig, aber ihre Kleidung und ihr ganzes Aussehen zeugten von den monatelangen Kämpfen, die sie durchgemacht hatten. Der Ältere, mit scharfen, adlerartigen Zügen und einem Antlitz, das so hart und starr war, wie die Felsen seiner Heimat, blickte finster mit zusammengezogenen Brauen in die Flammen. Sein um mehrere Jahre jüngerer Gefährte sah gleichfalls ernst und düster aus, aber seinem Gesichte fehlte jene

eiſerne Härte. Keiner von beiden hatte die Waffen abgelegt, ſie trugen die Handſchar an der Seite, das Meſſer im Gürtel und die Flinten lehnten dicht neben ihnen an der Wand, ſo daß ſie ſie mit einem Griffe erreichen konnten.

„Ich dachte Beſſeres von dir zu hören,“ ſagte der Ältere in grollendem Tone. „Wieder eine Niederlage! Waret ihr denn nicht in der Überzahl?“

„Nur im Anfange, der Feind erhielt Verſtärkung und meine Schar iſt längſt entmutigt. Du willſt es nicht ſehen, Marco, daß wir immer mehr zurückgedrängt, immer enger umſchloſſen werden. Wir ſind die einzigen, die noch ſtand halten — auf wie lange!“

„Willſt du um Gnade betteln?“ fuhr Marco auf. „Willſt du denen die Hand reichen, die dir wie mir den Vater erſchlugen? Wenn du es vergeſſen kannſt, daß du der Sohn des Herſovac biſt — ich heiße Obrevic! Und noch geht der eine frei herum, an dem ich meine Kerkerzeit und meinen Vater zu rächen habe.“

„Er war es, der heute dem Feinde die Hilfe brachte,“ ſagte der junge Herſovac. „Ich erkannte ihn im Gefecht. Den wirſt du nicht erreichen, der hat ſich feſt gemacht mit Zauberkunſt.“

„Man ſollte es glauben!“ grollte Marco. „Feig iſt er nicht, er iſt immer voran im Kampfe. Wie oft habe ich ihn dort ſchon geſucht, wie oft ſollte er mit Liſt in meine Hand gebracht werden. Es traf immer die andern, die falſchen und er ging frei aus. Aber noch iſt er in unſern Grenzen, und ich habe ihm auf jedem Fußbreit Schlingen gelegt. Wenn er ſich nur einmal von den Seinigen entfernt, dann iſt er mein!“

Er ergriff eins der Holzſcheite und ſtieß damit in das Feuer, daß die Funken nach allen Richtungen hin umherſprühten, es war eine Bewegung verhaltenen Grimmes, dann auf einmal fragte er kurz und ſcharf:

„Wo iſt Danira?“ Weiß ſie es nicht, daß ich hier bin?“

„Ja, aber ſie weigert ſich, zu kommen.“

„So zwinge ſie!“ ſagte Marco rauh.

„Danira zwingen? Du kennſt meine Schweſter nicht.“

„Ich wollte ſie zwingen und ich werde es, ſobald ſie erſt mein iſt, verlaß dich darauf. Rufe ſie herbei!“

Die Weiſung klang ſehr herriſch, dennoch gehorchte Stephan Herſovac. Er war noch ſehr jung und

augenscheinlich nicht der Stellung gewachsen, welche die Verhältnisse ihm aufzwangen.

Von den Söhnen der beiden gefallenen Führer schien nur der ältere befähigt, die Rolle des Vaters aufzunehmen, und doch waren sie wie Brüder aufgewachsen im Hause des Ivan Obrevic, als dieser den Sohn seines verstorbenen Blutsfreundes in die Heimat zurückgeführt hatte. Aber schon damals hatte der energische Marco eine Herrschaft über seinen jüngeren und lenksameren Freund ausgeübt; Stephan war es gewohnt, sich ihm unterzuordnen, vollends jetzt, wo jener an der Spitze des Stammes stand.

Nach Verlauf von einigen Minuten erschien Danira. Sie trug jetzt auch die Landestracht, und dennoch war und blieb etwas Fremdartiges in ihrer Erscheinung, selbst hier in der Heimat. Sie hatte so gar nichts gemein mit den Frauen ihres Volkes, mit diesen scheuen, demütigen Geschöpfen, die zur Unterwerfung geboren und erzogen wurden. Es war ein kalter Stolz in ihrer Haltung, als sie sich Marco näherte und das Haupt gegen ihn neigte, als sei sein herrischer Ruf eine Bitte gewesen, und als sei sie die Gewährende.

Auch Obrevic mußte diesen Eindruck empfangen,

denn in ſeinen Augen glühte es auf wie heiße, leidenſchaftliche Bewunderung, aber ſeine Stimme blieb hart und rauh als er fragte:

„Kannſt du nicht einmal den Gaſt begrüßen, der zum Herde deines Bruders kommt, oder willſt du es nicht?“

„Haſt du meinen Gruß vermißt?“ lautete die kühle Gegenfrage. „Du kamſt ja nur, um mit Stephan Beratung zu halten, und für eure Mahlzeit war bereits geſorgt.“

„Gleichviel! Es ziemt ſich, daß du dem Manne entgegenkommſt, dem dein Bruder dich zum Weibe verſprochen hat. Du weißt das längſt.“

„Und du weißt, daß ich dies Verſprechen nicht anerkenne. Ich habe es dir nicht gegeben.“

„Bei uns hat das Weib keinen Willen,“ ſagte Marco herriſch. „Dein Bruder iſt jetzt das Haupt des Hauſes, er hat über dich zu beſchließen und wird dich zwingen, zu gehorchen — er oder ich!“

„Verſucht es!“

Die beiden Worte wurden mit vollkommener Ruhe, aber mit einer ſo unbeugſamen Energie geſprochen, daß Marco wütend mit dem Fuße ſtampfte.

„Haſt du den Trotz gelernt bei denen da unten?

Jetzt bist du zu uns zurückgekehrt, und hier taugt nichts von all den Thorheiten, die sie dich dort gelehrt haben."

„Du bist im Irrtum. Ich habe alles dort zurückgelassen," — die Stimme des Mädchens bebte einen Moment lang, dann aber wiederholte sie mit leidenschaftlichem, beinahe zornigem Nachdruck: „Alles. Frage meinen Bruder, ob ich die Arbeit scheue, die mir fremd war, ob ich mich weigere, zu thun, was mir auferlegt wird. Ich verlange nur eins — frei zu sein! Und das bin ich nicht, wenn ich einem Manne angehöre. Ich bin nicht der Gefangenschaft entflohen, um in die Sklaverei zu gehen und bei euch ist das Weib eine Sklavin."

Ihr Auge streifte mit einem halb mitleidigen, halb verächtlichen Blicke die Frau ihres Bruders, die noch mit ihrer Arbeit beschäftigt am Boden kauerte, und der trotz Jugend und Schönheit doch der Stempel der Dienstbarkeit deutlich aufgedrückt war. Sie konnte kaum so alt sein wie Danira, und war doch schon gebeugt von der schweren Arbeit, die auf ihren Schultern allein ruhte. Sie hatte die Mahlzeit bereitet und die Männer bedient, ohne von ihnen weiter beachtet worden zu sein, selbst in Gegenwart ihres

Gatten hatte sie nur scheue Furchtsamkeit und Unterwürfigkeit verraten, und blickte jetzt mit einem wahren Entsetzen auf das Mädchen, das es wagte, einem Manne solche Dinge zu sagen. Sie war in ihrer ganzen Haltung und Erscheinung ein überzeugender Beweis für jene Worte und das gerade erbitterte den wilden Obrevic.

„Willst du uns fremde Sitten lehren?“ brauste er auf. „Bei uns gilt nur der Mann und was unsere Weiber bisher gewesen sind, das werden sie bleiben.“

Danira richtete sich hoch auf und ihre Augen flammten, als sie ihm mit leidenschaftlichem Stolze die Antwort zuschleuderte:

„Ich bin aber nicht wie eure Weiber, will es nicht sein, und eben darum will ich keinem von euch angehören!“

Der Trotz reizte Marco, aber er imponierte ihm zugleich, denn es lag etwas von seiner eigenen unbändigen Kraft darin, die sich keinem beugte, seine Hand war noch drohend geballt, aber sein Auge hing an dem schönen, glühend erregten Antlitz und halblaut murmelte er:

„Nein, du bist anders — darum eben kann ich nicht von dir lassen!“

Es trat eine Pauſe ein; Danira beugte ſich nieder und begann neue Holzſcheite in das ſchon ſinkende Feuer zu legen. Ihre Hände gaben Zeugnis davon, daß ſie die Arbeit kennen gelernt und ſich nicht dabei geſchont hatte, aber jede Bewegung war voll Kraft und Anmut. Marco folgte ſtumm dieſen Bewegungen, er wandte den Blick nicht ab und plötzlich trat er einen Schritt näher und ergriff den Arm des Mädchens, indem er jäh und heftig fragte:

„Weshalb verſchmähſt du meine Werbung? Ich bin der erſte, reichſte meines Stammes, reicher als ſelbſt dein Bruder. Du brauchſt nicht zu arbeiten, wie die andern Weiber, du ſollſt keine Sklavin ſein in meinem Hauſe — du nicht Danira — ich verſpreche es dir!“

Es lag ein ſeltſames Gemiſch von finſterer Drohung und glühender Leidenſchaft in dieſen Worten und es klang ſogar ein Ton der Bitte auf bei jenem Verſprechen. Man ſah es, der rauhe Gebirgsſohn war gänzlich im Bann eines Gefühls, das er zum erſtenmale kennen lernte und das ſogar ſeinen Männertrotz beugte. Er bat, wo er ſeiner Meinung nach zu fordern berechtigt war, aber Danira machte mit ruhiger Entſchiedenheit ihren Arm frei.

„Du kannſt nicht wider deine Natur, Marco, ſelbſt wenn du wollteſt. Du *mußt* herrſchen und unterdrücken und im Zorn kennſt du keine Grenzen. Selbſt meinen Bruder beugſt du unbedingt unter deinen Willen, was würde da das Los deines Weibes ſein? — Und iſt denn jetzt überhaupt Zeit, an Hochzeit zu denken? Stephan hat dir doch berichtet, was geſchehen iſt, er iſt unterlegen."

„Zum drittenmale! Ich hätte mich nicht werfen laſſen, bei allen Heiligen, aber Stephan iſt kein Führer, iſt es nie geweſen!"

„Mein Bruder iſt noch ſehr jung," verteidigte Danira. „Ihm fehlt die Erfahrung, nicht der Mut, und auf einem verlorenen Poſten vermag er nichts, denn — ob du es nun zugeſtehſt oder nicht — unſere Sache iſt verloren. Du allein hältſt noch ſtand, aber du allein kannſt auch nicht das Unmögliche erzwingen."

„Schweig!" rief Obrevic mit wild ausbrechendem Zorn. „Was weißt du davon? Hat dich Stephan ſchon angeſteckt mit ſeiner Feigheit? Er ſpricht bereits von Ergebung und du? —"

„Ich nicht!" unterbrach ihn Danira. „Ich kann es begreifen, daß ihr ſiegen oder fallen müßt. Ich wollte, ich könnte mit euch ſterben, wenn es ſoweit

iſt. Der Untergang iſt keine Schmach — nur die Unterwerfung!“

Die Worte hatten einen Klang eiſerner Entſchloſſenheit. Man hörte es ihnen an, daß das Mädchen im ſtande war, ſie wahr zu machen, wenn es zum Äußerſten kam, das fühlte auch Marco, denn ohne den Blick von ihrem Antlitz abzuwenden, ſagte er langſam:

„Du hätteſt der Mann ſein ſollen und Stephan das Weib. Du haſt das Blut deines Vaters geerbt — er nicht.“

Er ſtreckte ihr die Hand hin und umſchloß die ihrige mit feſtem Drucke, wie er hier nur unter Männern üblich war. Danira hatte ihn gezwungen, ſie als ebenbürtig anzuerkennen. Das bezeugte dieſer Händedruck.

„Im Grunde haſt du recht,“ fuhr er fort. „Es iſt jetzt nicht Zeit, an Hochzeit zu denken, wir haben Beſſeres zu thun. Kommt die Zeit aber — und ſie wird kommen — dann wirſt du mein, Danira, das habe ich mir geſchworen und ich halte Wort.“

Der Strahl der Leidenſchaft brach wieder heiß und verzehrend aus ſeinem Auge, aber die Antwort blieb dem Mädchen erſpart, denn jetzt trat Stephan

ein und die Männer begannen sich zum Aufbruche zu rüsten. Der Abschied war kurz und wortkarg. Diese rohen Gebirgssöhne kannten wohl Leidenschaften, aber bloße Gefühlsregungen waren ihnen fremd. Selbst Stephan dachte nicht daran, irgend einen wärmeren Abschied von seinem jungen Weibe zu nehmen, das herbeikam, um ihm die Flinte zu reichen, und doch war er erst seit wenigen Monaten vermählt und die beiden Männer mußten da draußen jede Stunde auf den Tod gefaßt sein. Nur Marco wandte sich, im Begriff zu gehen, noch einmal zu Danira mit der Frage:

„Es waren heute morgen Soldaten im Dorfe?"

„Ja, aber sie hielten nur kurze Rast und zogen nach kaum einer Stunde weiter."

„Vermutlich kommen noch andere, heute nacht oder morgen früh. Sie suchen uns, wie so oft schon und werden uns auch diesmal nicht finden, wenn wir uns nicht finden lassen wollen. Sobald sie fragen, weisest du sie auf die falsche Fährte."

Das Mädchen schüttelte den Kopf. „Ich kann nicht lügen, du weißt es! Und sie fragen niemals, denn sie wissen, daß wir die Unsrigen nicht verraten. — Stephan soll mit seiner Schar zu dir stoßen?"

„Ja, ſofort, damit wir vereinigt ſind beim nächſten Angriff. Leb' wohl!“

Die beiden Männer traten in das Freie und erſtiegen den Rand der Schlucht. Man ſah noch eine Weile die zwei dunkeln Geſtalten, die ſich kräftig gegen den Sturm ſtemmten und dann verſchwanden. Das Dorf lag ſtill und öde, wie vorhin, anſcheinend im tiefſten Schlafe.

Auch in dem Hauſe des Stephan Herſovac war es ſtill geworden, nur Danira ſaß noch am Herd und legte immer neue Scheite in das ſinkende Feuer, als habe ſie Furcht vor der Dunkelheit und vor dem Schlafe. Ihre Schwägerin hatte ſich bereits niedergelegt. Sie begriff es nicht, wie man ſich die einzige Erholung des mühevollen Daſeins, den Schlaf, verkürzen oder ihn gar entbehren könne und zu denken hatte ſie nichts; ſie ſchlief tief und feſt in dem dunkeln Nebenraume, wo ſich die Schlafſtätten befanden.

Das junge Mädchen hatte die Thür geſchloſſen, die dorthin führte, um ganz allein zu ſein, und blickte jetzt ſtarr und regungslos in die Flammen. Draußen tobte der Sturm und drinnen flackerte und kniſterte das Feuer, aber Danira hörte und ſah nichts davon. Sie träumte, träumte mit heißen, offenen Augen

und aus dem wallenden Rauch tauchten ihr Bilder empor, die fernab lagen von der Nacht und Einsamkeit dieser Stunde: Eine weite, weite Landschaft, von goldenem Sonnenschein überflutet, von einem tiefblauen Himmel überwölbt, ragende Bergesgipfel und schimmernde Fluten und in der Ferne das blaue wogende Meer, umschleiert vom Morgenduft!

Und über dem allen schwebte ein Antlitz, das mit strengem Ernst, mit herbem Vorwurf niederblickte, wie in jener Stunde auf der Felsenhöhe, und doch hatte gerade diese Stunde über das Schicksal von zwei Menschen entschieden.

Sie hatten sich seitdem nicht wiedergesehen und zu der Trennung gesellte sich die Feindschaft, denn die beiden Parteien, denen sie angehörten, standen jetzt gegeneinander in einem Kampfe auf Leben und Tod. Und doch — jenes Traumantlitz verlor immer mehr den herben Zug, allmählich begann es zu zerfließen und endlich blickten aus dem wallenden Rauch nur noch zwei Augen, die hellen, klaren Augen Geralds von Steinach, und die sprachen nicht mehr von Haß und Feindschaft, sondern nur von dem einen, was in jener Stunde aufgewacht war, um nie wieder zu ersterben.

Da brach eins der glühenden Scheite zuſammen, die andern ſtürzten nach, daß die Funken hell aufſprühten; Danira fuhr zuſammen und blickte verſtört auf. Der Traum hielt ſie ſo feſt umſtrickt, daß ſie einiger Sekunden bedurfte, um ſich zu erinnern, wo ſie war, aber die Umgebung rief ihr bald genug die Wirklichkeit zurück. Ja wohl, dieſer enge, düſtere Raum, mit den nackten Wänden und dem elenden Hausrat, mit der raucherfüllten, erſtickenden Luft, — das war die Heimat, die ſie ſeit ihren Kinderjahren erſehnt hatte und dies Daſein, das Tag für Tag in ſchwerer, niederer Arbeit dahinfloß, dem jedes geiſtige Element fremd blieb — das war die Freiheit, von der ſie geträumt.

Die Pflegetochter des Kommandanten, die in ſeinem Hauſe von allen Bedürfniſſen des Reichtums und der Bildung umgeben war, lernte jetzt kennen, was ſie aufgegeben und was ſie dafür eingetauſcht hatte. Obrevic ſprach wahr, hier galt nur der Mann allein und nur für ihn exiſtierte der Begriff der Freiheit, ſo wild und zügellos ſie auch ſein mochte, die Frau war nur die erſte Sache in ſeinem Hauſe, nur das Laſttier, das die Mühen des Haushaltes trug und dabei ewig in ſklaviſcher Furcht vor dem

ſtrengen Gebieter zitterte. So forderte es nun einmal die Sitte des Volkes und wer zu ihm gehörte, mußte ſich dem beugen.

Gleichviel, es war ein ſelbſtgewähltes Los und die energiſche Willenskraft Daniras zwang den Abſcheu nieder, den ſie vor dieſer Umgebung und dieſer Behandlung empfand, ſie trug es ohne Klage, aber jetzt kam das andere, ſchlimmere. Sie wurde zur Ehe begehrt von einem Manne, deſſen Roheit und Wildheit ſie hinlänglich kannte, und damit ging der letzte Reſt von Selbſtſtändigkeit verloren. Noch gab ihr Marcos glühende Leidenſchaft Macht über ihn, noch beugte er ſich dem Einfluſſe einer höheren Natur und das Verſagte reizte und lockte ihn, aber eben nur ſo lange, als es verſagt blieb. Wenn ſie erſt ſein Eigentum war, dann trat die alte Tyrannei wieder in ihre Rechte und ſein Weib hatte kein beſſeres Los als die andern. Früher oder ſpäter wurde ſie doch vor die Wahl geſtellt, entweder ihm anzugehören, oder das Haus ihres Bruders zu verlaſſen, der, gereizt und geſtachelt von dem Freunde, ſicher dies Mittel verſuchte, um ſie zu zwingen. Dann war ſie ausgeſtoßen von den Ihrigen, denen ſie alles geopfert, heimatslos hier wie dort!

Danira war aufgesprungen und schritt in dem engen Raume auf und nieder, wie gejagt von ihren quälenden Gedanken. Ihr Schritt wurde immer stürmischer, die Brust hob sich immer angstvoller und plötzlich sank sie nieder vor dem Kreuz, das von der Wand herabblickte und preßte die glühende Stirn gegen die kalte Mauer. Es war ein wortloses aber heißes und verzweiflungsvolles Gebet, das zum Himmel emporstieg, ein Gebet um Errettung, um Erlösung aus den Banden, die sie immer enger umstrickten. Sie mußte ihnen erliegen, wenn die Erlösung nicht kam.

Draußen wehte inzwischen die Bora mit unverminderter Heftigkeit und die beiden Gestalten, die jetzt am Rande der Schlucht erschienen, hatten Mühe, dagegen stand zu halten. Das Mondlicht zeigte, daß die beiden Männer die österreichische Uniform trugen; sie waren so schnell vorwärts gegangen, als der Sturm es erlaubte, jetzt aber blieben sie stehen und versuchten offenbar, sich zu orientieren.

„Ich weiß nicht, Herr Lieutenant — die Geschicht' kommt mir nicht richtig vor!" sagte der eine. „Das Nest da unten liegt so still und dunkel da, als wär'

alles Lebendige drinnen ausgestorben. Wollen Sie denn wirklich hinein?“

Es war die Stimme Jörg Moosbachers und die Antwort kam von den Lippen Geralds von Steinach, der in seiner ruhig entschiedenen Weise sagte:

„Allerdings will ich das, denn wir sind unzweifelhaft am rechten Orte. Es ist das Dorf, in das unsere Truppen heute morgen eingerückt sind. Ich erkenne es deutlich nach der Beschreibung.“

„Da unten rührt sich aber keine Maus, viel weniger ein Kaiserjäger. Wir müßten doch schon gesehen worden sein und noch hat uns keiner angerufen.“

„Die Abwesenheit der Posten fällt mir auch auf. Ich fürchte, die unsrigen haben vorrücken müssen und haben den verwundeten Offizier unter der nötigen Bedeckung zurückgelassen. Die Botschaft an mich hat jedenfalls ihre Richtigkeit, denn es war die Brieftasche Saltens mit seinen sämtlichen Notizen, die mir der Hirtenbube zur Beglaubigung brachte.“

„Es ist aber doch kurios, daß der Herr Lieutenant gerade Sie sprechen wollte,“ beharrte Jörg. „Ich bleib' dabei, die Geschichte gefällt mir nicht! Und der zerlumpte Bub', der den Boten machte, noch

weniger. Er hatte ein echtes Spitzbubengeſicht. Wenn da nur nicht irgend eine Teufelei dahinter ſteckt.“

„Du ſiehſt hier überall Teufeleien und Fallſtricke,“ ſagte Gerald ungeduldig, indem er Anſtalt machte, in die Schlucht hinabzuſteigen. „Soll ich etwa einem ſchwer verwundeten Kameraden, der mich zu ſehen wünſcht, und mir vielleicht noch einen letzten Auftrag zu geben hat, ſeine Bitte verſagen? Allerdings wäre es mir lieber geweſen, wenn ich die Gefahr wie die Verantwortung dieſes Ganges auf mich allein genommen hätte.“

„Mir nicht,“ erklärte Jörg lakoniſch. „Wenn es nun einmal an Kopf und Kragen geht, dann iſt es mir ſchon lieber, daß ich dabei bin, und ſo wird es auch kommen. Der verwünſchte Bub' iſt verſchwunden, als ob die Erde ihn verſchluckt hätte. So machen ſie es ja alle, dieſe Wilden! das ganze Volk giebt ſich mit dem Hexen ab.“

„Der Knabe iſt ja vorausgelaufen, um uns anzumelden,“ ſagte der junge Offizier, dem der Gedanke einer Gefahr durchaus fern zu liegen ſchien. „Er hat freilich vergeſſen, uns die Richtung anzugeben, und nun müſſen wir uns allein zurecht finden. Das Haus dort ſcheint mir das einzige, das zur Aufnahme

eines verwundeten Offiziers einigermaßen geeignet ist. Wir wollen dort zuerst anfragen.“

„Gott sei Dank, hier kann man doch wenigstens verschnaufen!“ brummte Jörg, der soeben in den Schutz der Felsen gelangte. „Und das nennen sie hier zu Lande eine ‚kleine‘ Bora, dann möcht’ ich einmal die große erleben! Ich wollte, sie fegte diese Krivoscie von der Erde weg und uns nach Tyrol zurück.“

Gerald hatte sich inzwischen dem Hause genähert, durch dessen geschlossene Läden ein matter Lichtschein dämmerte. Der Sturm, der die Schritte der Nahenden verweht hatte, übertönte auch ihr Pochen, und als von drinnen keine Antwort erfolgte, stieß der Offizier die Thür auf und trat ein.

Das auf dem Herde noch hell flackernde Feuer warf seinen Schein gerade auf die Eintretenden und beleuchtete sie voll und grell, aber es blendete sie auch, so daß sie in den ersten Minuten die Umgebung nicht zu erkennen vermochten, und auch die weibliche Gestalt nicht bemerkten, die dort hinten im Schatten der Mauer kniete.

Danira schreckte empor: sie wollte sich erheben, aber die Glieder schienen ihr den Dienst zu versagen.

Regungslos, mit weitgeöffneten Augen ſtarrte ſie auf die Erſcheinung, die aus der Nacht und dem Sturm da draußen, vor ihr auftauchte, als hätten ihre eigenen Gedanken Form und Geſtalt angenommen. Erſt als Gerald näher trat, kam ihr die Wirklichkeit ſeiner Nähe zum Bewußtſein, und jetzt rang ſich ein halberſtickter Aufſchrei aus ihrer Bruſt hervor. Dies plötzliche, ungeahnte Wiederſehen riß den Schleier von der Seele des Mädchens, und ſie rief den Namen, der bisher noch niemals über ihre Lippen gekommen war:

„Gerald!“

„Danira!“ klang es zurück, in einer ſo ſtürmiſch aufwogenden Freude, daß Jörg, der hinter ſeinem Lieutenant eingetreten war, ſchleunigſt zum Schutze an deſſen Seite eilte, während er halblaut, aber im vollſten Entſetzen ſagte:

„Alle guten Geiſter! Da iſt ſie — die Hexe!“

Es folgte eine ſekundenlange Pauſe. Danira war die erſte, die es verſuchte, ihre Faſſung wiederzugewinnen, es blieb freilich bei dem bloßen Verſuch.

„Herr von Steinach! Ich dachte — ich glaubte nicht, Sie wiederzuſehen.“

„Und ich ahnte nicht, daß Sie in dieſem Hauſe weilten,“ ſagte Gerald, dem jene Bewegung Jörgs

gleichfalls die verlorene Fassung zurückgab, denn sie erinnerte ihn daran, daß diese Begegnung keine Zeugen vertrug. Er wandte sich deshalb zu ihm und fuhr mit erzwungener Ruhe fort:

„Ich werde die gewünschte Auskunft am besten von dem Fräulein erhalten. Warte inzwischen draußen vor der Thür, bis ich dich rufe.“

Jörg wußte, was Subordination heißt, und war es gewohnt, seinem Lieutenant unbedingt zu gehorchen, diesmal aber empörte sich sein äußerer und innerer Mensch gegen die Disciplin. Der Herr Gerald war in seinen Augen nun einmal behext, also vollständig unzurechnungsfähig, sobald diese Hexerei in das Spiel kam und ihn mit der Anstifterin all dieses Unheils allein lassen, hieß ihn rettungslos dem Verderben preisgeben. Jörg fühlte sich als Christ und Tyroler verpflichtet, ihn zu schützen vor einer Gefahr, die viel schlimmer war, als jene, welche Kopf und Kragen kostete, denn hier ging es um das Seelenheil. Er richtete sich deshalb militärisch auf, legte die Hand an das Käppi, und sagte respektvoll:

„Zu Befehl, Herr Lieutenant — ich bleibe!“

Gerald runzelte die Stirn und sah ihn an, es war nur ein Blick, aber der junge Tyroler kannte

dies drohende Aufflammen von jener Stunde, wo er versucht hatte, einen Einblick in die besagte Hexen- und Herzensgeschichte zu erlangen und ihm verging augenblicklich die Lust zu fernerem Widerstand. Als Gerald jetzt, ohne ein Wort zu sprechen, mit einer kurzen gebieterischen Handbewegung nach der Thür zeigte, da fand Jörg es für gut, zu gehorchen, obgleich er mit seinem Entsetzen noch lange nicht fertig geworden war, aber draußen vor der Thür faltete er die Hände zu einem Stoßgebet.

„Sankt Georg und alle Heiligen steht ihm bei! Jetzt hat sie ihn — nun sei Gott ihm gnädig!“

Die beiden Zurückgebliebenen waren jetzt allein; noch standen sie sich wortlos gegenüber, aber Geralds Augen hingen wie gebannt an dem Mädchen, das sich langsam erhoben hatte und in den Lichtkreis des Feuers getreten war. Der rotglühende Schein ließ ihre Gestalt wie ein Bild auf dem dunkeln Hintergrunde hervortreten, ein Bild, das freilich nicht in den Rahmen dieses engen, düsteren Raumes paßte. Die Schönheit Daniras kam in der That erst jetzt zur vollen Geltung, wo sie die Landestracht trug, die mit ihren malerischen Farben und Formen wie eigens für sie geschaffen war. Die schwarzen Flechten

wallten feſſellos herab, in ihrer ganzen Schwere und Fülle und frei, feſſellos und ſtolz war auch die ganze Erſcheinung, wie befreit von dem Drucke einer Abhängigkeit, der jahrelang auf ihr gelaſtet, losgelöſt von den Banden der Dankbarkeit, welche die Vernunft ihr aufzwang, während ſich das Herz immer wieder dagegen empörte. Es war die Tochter des gefallenen Häuptlings, die einen Moment der Selbſtvergeſſenheit bereits überwunden hatte, und nun mit dem ganzen Stolze ihres Blutes und ihrer Abkunft dem Manne gegenüberſtand, den ſie nun einmal als den Feind ihres Volkes betrachtete.

„Ich glaube, Herr von Steinach, wir ſind in einer zu eigentümlichen Weiſe geſchieden, als daß wir dies Wiederſehen mit Freuden begrüßen könnten,“ ſagte ſie endlich. Es war der alte eiſige Ton, eigens darauf berechnet, jenen unbewachten Moment auszulöſchen, und er erreichte auch teilweiſe ſeinen Zweck. Die Haltung des jungen Offiziers wurde gleichfalls kälter und förmlicher, als er erwiderte:

„So klagen Sie den Zufall an, mein Fräulein, nicht mich, wegen dieſes Wiederſehens. Ich wiederhole es Ihnen, ich hatte keine Ahnung, wer in dieſem Hauſe weilte. Mich rief einzig eine Pflicht hierher.“

„Daran zweifle ich nicht. Wir ſind ja gewohnt, die Truppen in unſern Heimſtätten zu ſehen, ſie finden freilich nur Frauen und Kinder hier zu bekriegen.“

„Die man unbeſorgt zurückgelaſſen hat, weil man weiß, daß wir uns an den Wehrloſen nicht vergreifen. Mit den Männern haben wir allerdings nur zu thun, wenn ſie aus ihrem ſicheren Hinterhalte über uns herfallen.“

„Wir ſind im Kriege!“ ſagte Danira kurz. „Im Kampfe gilt jeder Vorteil.“

„Und wer hat uns den Kampf denn aufgezwungen? Wir haben ihn wahrlich nicht geſucht, aber es handelt ſich hier um ein Geſetz, das wir nicht preisgeben dürfen, und das durch das ganze große Reich anerkannt wird. Ihr Volk iſt das einzige, das ihm die Anerkennung weigert.“

„Weil die freien Söhne der Berge ſich in das Joch nicht beugen können und wollen. Ihr verſucht es vergebens, ſie zu zwingen.“

Die Worte ſtachelten mehr als nötig war, denn das Zeichen mühſam verhaltener Aufregung, die dunkle Röte färbte längſt ſchon die Stirn des jungen Offiziers und ſeine Antwort war von ſchneidender Schärfe:

„Der Waffendienſt gilt uns für eine Ehre, nicht für ein Joch! Zum mindeſten iſt er eine Pflicht. In der zügelloſen Willkür, die Ihren Stammesgenoſſen Freiheit heißt, exiſtiert freilich der Begriff der Pflicht überhaupt nicht, er muß erſt gelehrt werden. Aber wir werden es lehren, verlaſſen Sie ſich darauf, mein Fräulein. Ich darf wohl annehmen, daß Sie von den letzten Ereigniſſen unterrichtet ſind und wiſſen, daß das Schickſal des Aufſtandes bereits entſchieden iſt.“

Danira wußte das freilich, ſie hatte es ſelbſt vor einer Stunde gegen Marco ausgeſprochen, aber um keinen Preis der Welt hätte ſie es dieſem Manne gegenüber zugegeben und mit dem Trotz der Verzweiflung erwiderte ſie:

„Triumphieren Sie nicht zu früh! Noch hält Marco Obrevic ſtand und mit ihm die Beſten unſeres Volkes. Sie können erliegen, unterwerfen werden ſie ſich nicht.“

Gerald ſtutzte bei dem Namen und ein ſeltſam düſterer und forſchender Blick traf das Mädchen.

„Marco Obrevic!“ wiederholte er. „Sie kennen ihn alſo — ſehr genau?“

„Er iſt der Blutsfreund meines Bruders.“

„Und er verdankt Ihnen seine Freiheit — denn jener Befreiungsversuch war doch wohl einzig Ihr Werk?"

„Wenigstens bot ich die Hand dazu. Marcos Rettung wurde freilich um einen hohen Preis erkauft, sie kostete ihm den Vater und unserm Stamme den Führer. Es war ja Ihre Kugel, von der Ivan Obrevic fiel."

„Ich that, was ich thun mußte, und übrigens schossen die Flüchtlinge auf mich zuerst. Ich gebe Ihnen das Wort zurück, das Sie mir zuriefen: „Wir sind im Kriege!"

Wort und Gegenwort klangen gleich herb und feindlich und die Haltung der beiden war so starr, so unversöhnlich, als seien sie wirklich Feinde auf Leben und Tod, und doch redeten ihre Augen eine ganz andere Sprache als die des Hasses. Geralds Blick konnte sich nicht losreißen von dem schönen, feindseligen Antlitz, er hatte alles andere vergessen, sogar den Ruf des verwundeten Kameraden, er suchte nur die Augen, welche die seinigen flohen und dennoch, wie von magnetischer Gewalt angezogen, immer wieder zu ihnen zurückkehrten.

„Ich klage Sie nicht an wegen jenes Vorfalles,"

ſagte Danira und es klang zum erſtenmal ein milderer Ton von ihren Lippen. „Aber auch Sie haben jetzt wohl die Anklage zurückgenommen, die Sie mir damals ſo vernichtend entgegenſchleuderten. Was ich auch that, wozu ich meine Kenntnis des Ortes und der Verhältniſſe brauchte, es galt einzig jener Rettung. Die Meinen riefen mich auf dazu und riefen mich zur Rückkehr, ſie hatten ein Recht zu beidem.“

„Wenn Sie ihnen das Recht zugeſtehen — gewiß! Es iſt nur ſeltſam, daß die Ihrigen Sie ſo lange im Schutze und in dem Hauſe von Fremden ließen, daß ſie in all den Jahren nicht einmal nach Ihnen fragten. Erſt als man Sie brauchte, fand man den Weg zu Ihnen, der, wie der Anſchein lehrt, doch ſo leicht zu finden war. Bis dahin waren Sie verſchollen und vergeſſen für Ihre Blutsverwandten.“

Das Wort traf; Danira ſenkte die trotzige Stirn. Man brauchte es ihr nicht erſt zu ſagen, daß ſie nichts weiter als ein Mittel zum Zwecke geweſen war — ſie wußte es längſt. Gerald trat ihr einen Schritt näher und auch ſeine Stimme verlor den eiſigen Klang, als er fortfuhr:

„Gleichviel, Sie haben Ihre Wahl getroffen und ſind in die Heimat zurückgekehrt — ſind Sie glücklich?“

„Ich bin frei! Das iſt alles was ich verlange.“

„Und wie lange werden Sie es bleiben? Ich habe auf unſern Streifzügen einen Einblick gewonnen in die Sitten dieſes Landes und kenne das Los, zu dem ſie die Frauen verdammen. Sobald Sie einem Manne die Hand reichen, iſt dies Los auch das Ihre. Iſt es denn möglich, daß ein hochſinniges Mädchen, mit dieſer energiſchen Willenskraft, mit dieſem glühenden Freiheitsdrange es erträgt, nicht die Gefährtin, nein, die Sklavin eines rohen, wilden Menſchen zu ſein, der geiſtige Bedürfniſſe nicht einmal dem Namen nach kennt, der jedes höhere Element in ihr erbarmungslos zertreten wird, weil er nur die Arbeitskraft ſchätzt, die ſie mit ſeinen Haustieren gemein hat, der täglich —“

„Halten Sie ein — das iſt nicht wahr!“ unterbrach ihn Danira heftig, denn ſie fühlte, wen er ſchilderte, wenn auch kein Name genannt wurde, aber der junge Offizier ließ ſich nicht beirren, er ſagte mit ſchwerem Nachdruck:

„Das iſt wahr und an dieſer Wahrheit werden Sie zu Grunde gehen! Leugnen Sie es, wie Sie wollen, der Zauber, mit dem Ihre Phantaſie die Heimat umgab, iſt zerronnen, mußte zerrinnen in

dem Moment, wo Sie die Wirklichkeit erblickten und die Kluft, die Sie einst angeblich von uns schied, hat sich jetzt riesenweit aufgethan nach der andern Seite hin. Sie können nicht mehr herabsteigen zu diesen Menschen mit ihren rohen Sitten. Unser sind Sie, zu uns gehören Sie in Ihrem ganzen Denken und Fühlen, aber Sie haben den ganzen Trotz Ihres Volkes, das lieber blutet und stirbt, ehe es sich einem höhern Gesetze beugt."

Er hatte in steigender Erregung gesprochen und Danira versuchte es nicht mehr, ihn zu unterbrechen, das waren ja ihre eigenen Gedanken, ihre eigene Todesangst, die vorhin mit so vernichtender Gewalt auf sie eindrangen. Als ob er sie belauscht habe, so kam Wort für Wort von seinen Lippen, sie konnte diese Wahrheit nicht mehr ableugnen und wollte es auch nicht mehr.

Langsam hob sie das gesenkte Haupt empor, aber es glühte dunkel auf in ihren Augen. Gerald mußte wieder an die Gewitternacht denken, die die zuckenden Blitze in ihrem Schoße barg. Seine erbarmungslosen Worte hatten mit dem Stolze des Mädchens auch ihre ganze Energie wach gerufen; sie richtete sich zu ihrer vollen Höhe empor.

„Vielleicht haben Sie recht! Nun denn, ich bin eine Tochter meines Volkes und kann bluten und ſterben — unterwerfen kann ich mich nicht. Wenn meine Geburt und meine Erziehung mich in einen ewigen Zwieſpalt mit mir ſelbſt warfen, ſo habe ich ihn gelöſt, indem ich hierher zurückkehrte und dieſe Löſung iſt unwiderruflich für mich. Ich kann nicht mit halbem Herzen hier wie dort ſein, ich habe meine Wahl getroffen, und wenn ſie mich Glück und Leben koſtet — ſei es, dann ſterbe ich daran!“

Es ſprach eine ſo unbeugſame Entſchloſſenheit aus dieſen Worten, daß Gerald nicht einmal den Verſuch einer Einwendung machte.. Stumm blickte er auf das Mädchen, das ſo bleich und düſter vor ihm ſtand, dann glitt ſein Auge langſam durch den elenden Raum mit dem qualmenden Feuer und den rauchgeſchwärzten Wänden, und es wollte ihn wie eine Ahnung überkommen, als könne dieſer Zwieſpalt nach außen und innen wirklich nur mit dem Leben geſühnt werden.

„Und ſo ſoll ich alſo als Feind von Ihnen gehen, denn das bin ich ja doch in Ihren Augen,“ ſagte er endlich. „Danira, haben Sie wirklich kein anderes Wort des Abſchieds für mich?“

Einen Moment lang zuckte es in dem Antlitz des Mädchens wie heiß aufquellendes Weh, aber sie überwand schnell die weichere Regung, in der nächsten Minute war alles wieder starre Härte und eisige Abwehr.

„Ich fürchte, Herr von Steinach, ich habe Sie schon allzu lange von Ihrer „Pflicht" zurückgehalten. Ich muß Sie daran erinnern, wie es scheint. Sie sind jedenfalls gekommen, um mit Ihren Leuten das Dorf zu besetzen. Wir haben keine Waffen gegen die Übermacht — das Haus ist offen!"

Gerald trat zurück. Die herbe Mahnung zeigte ihm, daß jeder Versuch zur Annäherung scheitern mußte, und auch er konnte stolz sein bis zur Härte.

„Sie irren, mein Fräulein," entgegnete er. „Ich komme nicht in dienstlicher Eigenschaft. Ich suche einen verwundeten Kameraden, der sich hier im Dorfe befindet und den ich in diesem Hause vermutete. Jedenfalls bitte ich um Nachricht darüber."

„Ein verwundeter Offizier? Das ist ein Mißverständnis. Es befindet sich kein Österreicher mehr hier."

„Unsere Truppen haben aber doch heute morgen das Dorf besetzt, wir haben sichere Nachricht, daß es geschah."

„Allerdings, aber nach kaum einer Stunde brachen sie bereits wieder auf und zogen weiter.“

„Und der Verwundete?“

„Sie haben niemand zurückgelassen, hatten überhaupt keine Verwundeten bei sich. Überzeugen Sie sich selbst, es ist niemand von den Ihrigen im Dorfe.“

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür und Jörg erschien in derselben, aber er blieb, der erhaltenen Zurechtweisung eingedenk, auf der Schwelle stehen und sagte:

„Herr Lieutenant, ich wollt' nur melden, daß die Geschicht' immer bedenklicher wird. In dem ganzen verwünschten Nest steht kein Posten, läßt sich kein Kamerad blicken. Unser Spitzbub' von Führer hat sich davon gemacht und hier im Haus,“ er schoß einen höchst anzüglichen Blick auf Danira, „hier wird die Teufelei wohl vollends im Gang sein. Schicken Sie mich nicht wieder fort, Herr Lieutenant, es ist schon besser, wir sind zu zweien — wenn's not thut.“

Danira zuckte plötzlich zusammen und ein Blick tödtlichen Schreckens fiel auf Gerald, während sie wiederholte:

„Zu zweien? Um Gotteswillen, Herr von Steinach, Sie ſind doch hier an der Spitze Ihrer Leute, Sie haben doch wenigſtens genügende Bedeckung mit ſich.“

„Nein, ich bin allein mit Jörg, wie Sie ſehen.“

Das Mädchen wurde leichenblaß. „Und ſo wagen Sie ſich in einen feindlichen Ort? In der Nacht? Das iſt ja mehr als Tollkühnheit!“

„Ich glaubte ja die Unſrigen hier zu finden und die Botſchaft lautete ſo beſtimmt, ſo unzweideutig —“

„Wer brachte ſie Ihnen? Wurden Sie allein gerufen? Wo blieb der Führer? Haben Sie nichts Verdächtiges auf dem Wege bemerkt?“

Die Fragen überſtürzten ſich in atemloſer, angſtvoller Haſt, ſo daß Gerald endlich auch anfing, den Ernſt der Lage zu begreifen. Seine Hand umſpannte unwillkürlich feſter den Griff ſeines Degens, während er antwortete:

Der Ruf galt mir allein und ich wäre ihm auch allein gefolgt, wenn Jörg nicht darauf beſtanden hätte, mich zu begleiten. Wir blieben unangefochten auf dem Weg, nur das rätſelhafte Verſchwinden unſeres Führers machte uns bedenklich, aber er überbrachte mir ein beglaubigtes Zeichen, Brieftaſche und Notizen meines Kameraden.“

„Das beweiſt nichts, ſie können geraubt worden ſein, man kann ſie einem Toten genommen haben — das Ganze iſt eine Fabel, eine Erfindung, um Sie herzulocken.“

„Aber wer kann denn ein Intereſſe daran haben, mich —“ fragte Gerald, doch Danira fiel ihm leidenſchaftlich in das Wort:

„Das fragen Sie noch? Marco Obrevic hat Ihnen Blutrache geſchworen! Er hält Wort — Sie ſind verloren!“

Der junge Offizier erbleichte, die Worte machten ihm mit einem Male die furchtbare Gefahr klar, in der er ſchwebte. Jörg aber ſagte mit einer Art von gemütlichem Entſetzen:

„Hab' ich es nicht vorhergeſagt? Jetzt ſitzen wir in der Mausfalle.“

Gerald bedurfte nur einer Minute, um ſich zu faſſen, er richtete ſich empor und jetzt ſtieg die flammende Röte des Zornes in ſeinem Geſichte auf:

„Ein ſchändlicher Plan! Nun denn, ſo müſſen wir uns wehren bis zum letzten Atemzuge. Wir wollen unſer Leben teuer verkaufen, Jörg, es ſoll den Meuchelmördern nicht ſo leicht werden, uns niederzumachen.“

„Ein paar davon nehm' ich auf mich!“ rief Jörg, bei dem jetzt auch die Wut zum Durchbruche kam. „Es soll nur herankommen, das Mordgeſindel! Mein Lieutenant und ich, wir nehmen es mit der ganzen Bande auf.“

„Nein, nein, hier wäre jeder Widerſtand umſonſt,“ unterbrach ihn Danira. „Wenn Marco kommt, ſo kommt er mit zehnfacher Übermacht und dann iſt von Kampf nicht die Rede. Man wird euch niederreißen, überwältigen und dann die Lebenden —“

Sie vollendete nicht, aber ſie ſchauderte zuſammen und die beiden Männer wußten genug von der Art, wie der Krieg von ſeiten der Eingeborenen geführt wurde, um dieſen Schauder zu verſtehen.

„Gleichviel, wir werden kämpfen,“ ſagte Gerald energiſch. „Hinaus ins Freie, Jörg, da haben wir es leichter und vielleicht iſt es noch möglich, den Rückweg zu erzwingen.“

Er wandte ſich nach der Thür, aber Danira vertrat ihm den Weg.

„Unmöglich! Da gehen Sie in den ſichern Tod. Marco pflegt nichts halb zu thun, er weiß es jedenfalls ſchon, daß Sie dem Rufe gefolgt ſind, und hat Ihnen den Weg nach allen Richtungen hin verlegt.

Hier giebt es nur einen Ausweg, der Rettung bringen kann, wenigſtens für den Augenblick."

Sie eilte durch das Gemach, öffnete raſch und leiſe die Thür des dunkeln Nebenraumes, wo ihre Schwägerin ſchlief, und lauſchte einige Augenblicke. Die tiefen, ruhigen Atemzüge der Schlafenden tönten ihr entgegen, die nicht durch die Ankunft der Fremden erweckt worden war. Das Pfeifen und Heulen der Bora übertönten das Geſpäch nebenan vollſtändig. Danira ſchloß ebenſo leiſe die Thür wieder und kehrte zu Gerald zurück.

„Wollen Sie mir folgen und vertrauen — unbedingt vertrauen?"

Geralds Auge begegnete dem des Mädchens, das ihm noch vor wenigen Minuten in ſo ſtarrer, unbeugſamer Härte gegenübergeſtanden hatte, und das wie verwandelt war ſeit dem Moment, wo ihn die Gefahr bedrohte. Er ſah das Flehen in dieſen großen dunkeln Augen und mitten durch Feindſeligkeit und Todesgefahr brach es wie ein heller Sonnenſtrahl und fiel leuchtend in die Seele des jungen Mannes, er wußte jetzt, wem dieſe Angſt galt.

„Ich folge Ihnen — und wenn es zum Tode wäre!" ſagte er, ihr die Hand hinſtreckend.

„Herr Lieutenant!“ rief Jörg außer ſich, denn er war feſt überzeugt, daß dies blinde Vertrauen ſeinen Lieutenant direkt an das Meſſer liefern werde.

„Du ſchweigſt und gehorchſt,“ befahl Gerald. „Übrigens will ich dich nicht zwingen, mir zu folgen. Bleibe zurück, wenn du willſt.“

„Ich gehe mit Ihnen, Herr Lieutenant,“ ſagte der brave Burſche, deſſen Liebe zu ſeinem Offizier doch größer war, als ſein Aberglaube. „Wo Sie bleiben, da bleib ich auch, und wenn Sie es nun einmal nicht laſſen können und geradeswegs in den Hexenkeſſel hineinwollen — in Gottes Namen — ich gehe mit!“

Gerald lockerte den Degen in der Scheide und unterſuchte noch einmal ſeine Schußwaffen, dann traten ſie in das Freie und unwillkürlich hob ein tiefer, befreiender Atemzug die Bruſt des jungen Offiziers, als der enge, dumpfe Raum, mit ſeinem qualmenden Feuer und ſeiner erſtickenden Luft, hinter ihnen zurückblieb. Draußen empfing ihn Sturm und Nacht und Todesgefahr bei jedem Schritt, aber er fühlte Daniras Hand in der ſeinigen, zum erſtenmal, und an ihrer Seite ſtieg er aufwärts zum Rande der Schlucht.

Sechstes Kapitel.

Fast eine halbe Stunde lang war es vorwärts gegangen, in einer Richtung, die der, in welcher Gerald gekommen war, entgegengesetzt lag. Danira schritt voran und die beiden Männer folgten, aber es wurde kaum hin und wieder ein Wort gewechselt, denn alle drei hatten Mühe, sich durch den Sturm zu kämpfen, der mit jeder Minute heftiger wurde.

Das war freilich kein Sturm, wie in den heimischen Bergen, mit jagenden Wolkenzügen, mit Nebeln und Regenschauern, die die Erde in ihre Schleier hüllten, mit bebenden, brechenden Wäldern, wo der Aufruhr der Elemente die ganze Natur in ein wüstes Chaos zu verwandeln scheint. Hier trübte keine Wolke die Klarheit des Himmels, von dem die Sterne niederfunkelten, und hell und voll lag der Mondesglanz auf der felsigen Hochebene. In end-

loſer Weite dehnte ſich dies Felſenmeer aus, zerklüftet und zerriſſen in tauſend Spalten, die den Boden nach allen Richtungen hin durchzogen, aber das weiße Mondlicht und die tiefen, ſchwarzen Schatten jener Klüfte zeigten doch immer nur die gleiche Öde.

Hier rauſchte kein Wald, zitterte kein Schilf im Winde. Wohl tobte es in den Lüften und brauſte über die Erde, als ſeien die Geiſter des Verderbens losgelaſſen, die nun dahinfuhren, um ſich ihre Opfer zu ſuchen, aber ihre Macht brach ſich an dieſem toten, kalten Geſtein, das nicht zu bewegen und nicht zu erſchüttern war. Es lag etwas Unheimliches, Grauſiges in dieſer ſtarren Ruhe mitten in dem wilden Sturmesatem, es war, als ſei die ganze Natur in einen Todesſchlaf gebannt, den nichts löſen konnte. Wie wild die Bora ſie auch umtobte, ſie gab nicht Antwort, ſie blieb in ihrem ſtarren Bann.

Und weiter ging es, durch Sturm und Mondenglanz, immer weiter hinein in die Öde. Es ſchien den Männern, als müßten ſie längſt Weg und Richtung verloren haben, als gäbe es kein Entrinnen mehr aus dieſer Wildnis, wo eine Felſenwelle nach der andern ſich erhob, in ewiger, furchtbarer Einförmigkeit, aber Danira ſchritt unbeirrt dahin, ohne

nur einmal in der Richtung zu ſchwanken, endlich blieb ſie ſtehen und wandte ſich um.

„Wir ſind am Ziele,“ ſagte ſie, in die Tiefe deutend. „Dort iſt der Wilaquell!“

Auch Gerald blieb ſtehen, um Atem zu ſchöpfen, und ſein Blick folgte der angedeuteten Richtung. Der Boden ſenkte ſich hier plötzlich und er ſah zu ſeinen Füßen eine Kluft, die durch einen mächtigen, weit überhängenden Fels wie durch ein Thor abgeſchloſſen wurde. Es war ein ſeltſames Steingebilde, breit und maſſiv emporwachſend, nach obenhin phantaſtiſch zerklüftet, neigte ſich der Gipfel ſo tief herab, daß es ausſah, als müſſe er ſich loslöſen und niederſtürzen. Jenſeit dieſes Thores aber ſchien die Kluft ſich weiter zu öffnen, denn man ſah das Mondlicht glitzern in einer Flut, die leiſe bewegt dahinfloß.

„Dahinunter ſollen wir?“ fragte Jörg mißtrauiſch und halblaut ſeinen Lieutenant. „Der Fels hängt ja nieder, wie eine von unſern reifen Weintrauben daheim. Ich mein', er fällt uns auf die Köpfe, ſobald wir ihm nahe kommen. In dieſer Krivoscie iſt alles tückiſch, ſogar die Steine.“

„Der Stein fällt nicht,“ ſagte Damira, die die Worte gehört hatte. „Er hängt ſo ſeit Jahrhunderten

und kein Sturm hat ihn je erſchüttert. Folgen Sie uns!“

Sie war bereits niedergeſtiegen und Gerald folgte ihr ohne Beſinnen, ſie paſſierten beide das Felſenthor und Jörg konnte nicht umhin, ſich ihnen anzuſchließen. Er warf noch einen argwöhniſchen Blick hinauf, denn er war es nun einmal gewohnt, in dieſem Lande alles und jedes als perſönlichen Feind anzuſehen, aber der Felsgipfel zeigte ausnahmsweiſe keine Luſt, mit ihm anzubinden, er blieb ruhig in ſeiner drohenden Lage.

Die Tiefe war nicht bedeutend, nach einigen Minuten erreichten ſie den Boden und ſtanden nun in einer Kluft, die ſich nach oben hin weit öffnete und deren einzigen Zugang das Felſenthor bildete. Hier rauſchte auch die Flut, die ſie von oben her geſehen hatten, eine jener Waſſeradern, die oft plötzlich aus dem Felsboden des Karſt hervorbrechen und nach kurzem Laufe ebenſo plötzlich wieder verſchwinden. Sie bewährte auch hier ihre ſegenſpendende Macht, denn ringsum ſproßte friſches Grün, dürftig zwar, und eng begrenzt, aber es war doch ein Lebenszeichen dieſer erſtarrten Natur und Leben war auch in dieſer klaren Flut, die mit leiſem Wallen und Rauſchen ſich ihren Weg bahnte.

Danira lehnte sich an die Felswand mit einem tiefen Atemzuge. War es Erschöpfung von dem raschen Gange oder Erregung — das Mädchen bebte am ganzen Körper und schien wirklich dieser Stütze zu bedürfen.

„Wir sind zur Stelle," sagte sie leise. „Hier sind Sie in Sicherheit."

Gerald, der inzwischen die Umgebung gemustert hatte, schüttelte zweifelnd den Kopf.

„Die Sicherheit wird nur so lange währen, bis man unsern Zufluchtsort entdeckt und das wird nur zu bald geschehen. Obrevic kennt die Schlucht jedenfalls ebenso gut wie Sie, sobald er das Dorf durchsucht hat, wird er ungesäumt unserer Spur folgen."

„Gewiß! Aber vor jenem Felsenthore macht er Halt, den Umkreis des Wilaquell wird er nicht betreten, er müßte Ihnen denn die Hand reichen wollen; feindlich hebt sich diese Hand hier nicht gegen Sie. So wild und rachedurstig Marco auch sein mag, selbst er wird es nicht wagen, den Friedensbann dieses Ortes zu brechen."

Der junge Offizier stutzte und ließ noch einmal einen forschenden Blick durch die Kluft gleiten.

„Deshalb also führten Sie uns hierher? Was schützt denn aber diesen Ort, daß er uns schützen soll?“

„Ich weiß es nicht! Sage, Tradition, Aberglaube mögen vor undenklichen Zeiten den Bann gewoben haben — genug, er besteht noch heute in seiner alten Kraft. Ich kannte schon in meiner Kindheit den Wilaquell und seine Friedensmacht. Später, als ich in der Ferne war, tauchte mir die Erinnerung daran bisweilen auf, wie eine halbvergessene Sage, die nur noch der Märchenwelt angehörte. Seit ich zurückgekehrt bin, weiß ich, daß dies Märchen eine rettende Wahrheit einschließt. Der Quell ist geheiligt, mehr als die Schwelle irgend eines Gotteshauses. Hier ist selbst der Mörder, der Verräter sicher, hier weicht selbst die Blutrache zurück, dies furchtbare Familiengesetz unseres Volkes. Noch hat keiner es gewagt, diesen Bannkreis zu verletzen, und versuchte es einer — er wäre verfehmt bei all seinen Stammesgenossen!“

„Und Sie glauben, daß dieser Bann selbst den Fremden, den Feind schützen wird?“

„Ja!“

Die Antwort klang in so voller Bestimmtheit, daß Gerald keinen Einwand erhob, obgleich er zweifelte.

„Ein Rätsel mehr in diesem rätselvollen Lande!“

ſagte er langſam. „Warten wir ab, wie es ſich für uns löſen wird. Wir ſind heimtückiſch in einen Hinterhalt gelockt und ſtehen vorausſichtlich allein gegen eine ganze Schar von Feinden, da wird es wohl keine Feigheit ſein, wenn wir uns ſolchem Schutze anvertrauen.“

Er ſah ſich nach Jörg um, der die Sache ſofort von der praktiſchen Seite genommen und inzwiſchen die ganze Schlucht genau und gründlich unterſucht hatte. Da er nichts Verdächtiges fand, war er auf ein großes Felsſtück geſtiegen und hatte dort Poſto gefaßt, wo er zugleich den Eingang und ſeinen Lieutenant im Auge behalten konnte, denn er fürchtete noch immer eine plötzlich ausbrechende Hexerei Daniras. Leider konnte er da oben nicht hören, was die beiden miteinander ſprachen, dazu war das Toſen des Windes zu heftig, aber er konnte ſie wenigſtens beobachten, und ſo ſtand er denn feſt und unerſchrocken auf ſeinem Poſten, bereit, ſich als Mann und Soldat gegen einen andringenden Feind zu wehren, und zugleich mit ſeinem ganzen Vorrat an Chriſtentum ſeinem Lieutenant zu Hilfe zu kommen, wenn dieſen etwa hinterrücks der böſe Feind packen ſollte — der brave Burſche fürchtete weder Tod noch Teufel.

Gerald war zu Danira getreten, die noch an der Felswand lehnte, aber ſie wich zurück. Es lag eine ſtumme aber ſo entſchiedene Abwehr in dieſer Bewegung, daß er es nicht wagte, ihr weiter zu nahen. Die Rettung, die ſie ihm zugeſagt, ſchien nur eine Schranke mehr zwiſchen ihnen aufzurichten, er fühlte das und es war ein Blick des Vorwurfes, mit dem er zurücktrat.

Danira ſah das nicht oder wollte es nicht ſehen, obgleich das Mondlicht beider Züge hell beleuchtete. Haſtig, als wolle ſie jedem wärmeren Worte zuvorkommen, fragte ſie:

„Wo befinden ſich Ihre Leute?“

„Sie ſind im Fort, wir kehrten nach dem Ausfall von heute morgen wieder dorthin zurück und die Kameraden, denen wir Hilfe brachten, mit uns.“

„Und man ahnt dort nichts von der Gefahr, in der Sie ſchweben?“

„Im Gegenteil, man wird mich in voller Sicherheit glauben. Der Plan war ja ſo ſchändlich klug erdacht! Ein ſterbender Kamerad, der einen letzten Auftrag in meine Hände legen will — ſeine Brieftaſche als Beglaubigungszeichen — das bezeichnete Dorf, das ich und wir alle noch von unſern Truppen

beſetzt glauben — umſichtig genug iſt Obrevic geweſen, männlicher wäre es freilich, wenn er mich im offenen Kampfe geſucht hätte, ich floh ihn wahrlich nicht. Er zog es vor, wie ein Meuchelmörder zu handeln, trotzdem er ſich Krieger und Häuptling nennt."

Die Stirn Daniras verfinſterte ſich, aber ſie ſchüttelte leiſe das Haupt.

„Sie rechnen mit Ihren Begriffen von Ehre! Hier iſt das anders, hier gilt nur die That, mit dem Denken darüber giebt man ſich nicht ab. Joan Obrevic iſt von Ihrer Hand gefallen und der Sohn muß ihn rächen, ſo will es das Geſetz des Stammes. Auf welche Weiſe, danach fragt Marco nicht, er kennt nur ein Ziel, die Vernichtung des Feindes und kann er das nicht im offenen Kampfe erreichen, ſo greift er zur Liſt. Ich habe den Schwur gehört, den er leiſtete, als wir am Morgen nach jener Flucht wieder die heimiſchen Berge betraten, und er wird ihn halten, brächte es ihm auch ſelbſt Verderben. Darum eben ſind Sie hier nur für den Augenblick ſicher. Ich kenne Marco, wenn er es auch nicht wagt, dem Wilaquell zu nahen, ſo wird er den Eingang bewachen, wird Sie hier förmlich belagern, bis Sie zu irgend einem Verzweiflungsſchritt getrieben werden und in

seine Hände fallen. Die Ihrigen müssen benachrichtigt werden, um jeden Preis."

„Das ist unmöglich! Wer sollte, wer könnte eine solche Botschaft übernehmen?"

„Ich!"

„Wie, Sie wollten —"

„Ich will nichts halb thun und die Rettung ist erst zur Hälfte vollbracht, wenn keine Hilfe von außen kommt. Aber ich muß warten, bis Marco im Dorfe angelangt ist, er wird dort jede Hütte, jeden Stein untersuchen und inzwischen gewinne ich Zeit, zu gehen."

„Nimmermehr!" fuhr Gerald auf. „Das gebe ich nicht zu. Sie könnten Obrevic begegnen und auch ich kenne ihn. Errät er, ahnt er nur, was Sie vorhaben, so würde er Sie töten."

„Das würde er!" sagte Danira kalt. „Und da thäte er recht."

„Danira!"

„Wenn Marco den Verrat mit dem Tode straft, so ist er in seinem Recht, und ich würde nicht zucken bei dem Streich. Ich rufe ja die Feinde zu Hilfe, um eines Feindes willen, das ist Verrat — ich weiß es."

„Und warum retten Sie mich denn um einen solchen

Preis?“ fragte der junge Offizier, das Auge feſt auf ſie gerichtet.

„Weil ich muß!“

Die Worte klangen nicht hingebend, ſondern herb und bitter. Es lag darin ein trotziges Aufbäumen gegen die Macht, welche mit dem Willen auch das ganze Sein und Weſen des Mädchens in Feſſeln geſchlagen hatte und der ſie grollte, ſelbſt in dem Augenblick, wo ſie ſich ihr beugte. Sie hatte den Fremden, den Feind, an den geheiligten Quell gerettet, obgleich ſie wußte, daß eine ſolche Rettung als Verrat und Entweihung galt, ſie war bereit, alles für ihn zu opfern und wendete ſich doch in demſelben Moment beinahe feindſelig ab, von ihm und ſeiner Liebe.

Die Bora vermochte es nicht in die Tiefe der Kluft einzudringen, um ſo wilder tobte ſie droben in der Höhe und brauſte um die Felſen, als wolle ſie deren Gipfel niederreißen. Die alten Sagen erzählen, daß in ſolchen Sturmnächten, die Geiſter all der Erſchlagenen niederſteigen, deren Blut jemals dieſen Boden gerötet, und es war in der That, als ſeien es Geiſterheere, die dort in den Lüften kämpften und in raſender Flucht dahinjagten. Dazwiſchen klang es

wie von tausend Stimmen, die höhnend, drohend, zischend durcheinander wogten und zuletzt einten sich all diese Stimmen und all dies Toben und Heulen zu einer wildbrausenden Melodie, zu einem Triumphliede, das nur von Verderben und Vernichtung sang.

Wovon hätten sie denn auch sonst Kunde geben sollen, in diesem Lande, wo die Menschen ebenso starr und erbarmungslos waren, wie die Natur, die sie umgab. Hier galt ja der Kampf allein als die Losung. Ein wilder Trotz gegen jeden Zwang, selbst gegen den des Gesetzes und der Sitte, ein blutiger Streit und knirschendes Unterliegen! So war es von Anfang an gewesen, so war es noch heute und wenn die Geister der Sage wirklich dort auf den Schwingen des Sturmwindes dahinjagten, so kämpften sie noch im Tode miteinander.

Und inmitten dieser Welt des Kampfes stand der Friedensbann des Wilaquells. Woher er stammte, wer ihn ausgesprochen, das wußte niemand, das lag in grauer Vorzeit, aber er wurde gehalten mit jener unverbrüchlichen Treue, mit der alle Naturvölker an ihren Traditionen hängen. Vielleicht war es der Instinkt des Volkes selbst, der sich einst diese Schranke gegen die eigene Willkür und Wildheit aufgerichtet

und wenigstens einem Orte den Frieden gewahrt hatte — gleichviel, er wurde gewahrt, und die rauhen Söhne des Gebirges neigten sich ehrfurchtsvoll diesem Bannkreis, den noch keiner feindlich überschritten hatte.

Der Mond stand jetzt hoch am Himmel und sein Schimmer fiel mit voller Klarheit in die Tiefe der Kluft. Das bläulich geisterhafte Licht floß nieder an den dunklen Felswänden und legte einen silbernen Schleier auf die klare Flut des Quells, der so unberührt von all dem Sturmestoben dahinfloß. Oben Sturm und Kampf und hier unten im Schutze der mächtig aufstrebenden Felsen nur ein Wehen und Rauschen, das zu flüstern und zu mahnen schien, das wilde Kämpfen aufzugeben, und Frieden zu machen an dem Friedensquell.

„Sie müssen!“ nahm Gerald das letzte Wort Daniras wieder auf. „Wohl auch ich mußte und auch ich habe gekämpft und gerungen gegen eine Macht, die meinen Willen in Fesseln schlug, aber ich hasse diese Macht nicht mehr wie Sie es thun. Wozu denn noch länger die ohnmächtige Schranke der Feindseligkeit zwischen uns aufrecht erhalten, wir wissen es ja beide, daß sie nicht standhält, wir haben es lange genug versucht. Ich habe den Ruf gehört, der von

Ihren Lippen kam, als ich so unvermutet über die Schwelle Ihres Hauses trat. Es war mein Name — und der klang anders als dies harte starre: Ich muß!"

Danira gab keine Antwort, sie hatte sich abgewendet und konnte doch diesen Augen und dieser Stimme nicht entfliehen. Der leise, halbverschleierte Ton bahnte sich mächtig den Weg zu ihrem Herzen, es war umsonst, daß sie die Hände darauf preßte, er fand den Eingang doch und sie hörte ihn durch all das Sturmesbrausen:

„Seit dem Tage, wo ich Ihre Felsenheimat betrat, stand nur ein Bild vor meiner Seele, war nur ein Gedanke darin — Sie wiederzusehen, Danira. Ich wußte es, daß wir uns noch einmal begegnen mußten! Warum ließen Sie mir auch jene Botschaft zurück? Sie wollten meine Verachtung nicht mit sich nehmen, die meine allein nicht, wo Sie jedem andern Urteile Trotz boten. Die Worte standen vor mir Tag und Nacht, ich konnte sie nicht wieder los werden, sie haben mein Schicksal entschieden."

„Es war ein Abschiedswort," murmelte das Mädchen mit halberstickter Stimme. „Ich glaubte Sie niemals wiederzusehen und es war Ihre Braut, der ich die Botschaft anvertraute."

„Edith iſt meine Braut nicht mehr,“ ſagte der junge Offizier ſchwer und dumpf.

Danira fuhr auf, in jäher, ſchreckensvoller Ueberraſchung.

„Nicht mehr Ihre Braut? Um Gotteswillen, was iſt geſchehen? Sie haben das Band gelöſt —?“

„Nicht ich, Edith that es und ich fühle es erſt jetzt, wie recht ſie that. Dieſe ſonſt ſo lachenden und unbefangenen Kinderaugen ſahen mir tief in das Herz hinein, ſie errieten, was ich damals ſelbſt noch nicht wußte, oder nicht wiſſen wollte. Wohl hat mir der Vater die Rückkehr offen gelaſſen, wenn ich den „Traum“ überwinden könnte. Ich konnte es nicht und jetzt — bei allem was mir heilig iſt — jetzt will ich es auch nicht mehr. Was iſt denn die Wirklichkeit, das Glück eines ganzen Lebens gegen den Traum dieſer Minute, für den ich vielleicht das Leben hingeben muß. Aber ich klage die Hinterliſt nicht mehr an, die mich hierherlockte, ſie brachte mir dies Wiederſehen und das iſt nicht zu teuer erkauft mit der Todesgefahr, die mich jetzt umſchwebt, nicht zu teuer mit dem Tode ſelbſt!“

Es war wirklich Gerald von Steinach, von deſſen Lippen dieſe Worte kamen, der kühle, beſonnene

Mann, mit den „eisigen Augen," der nicht lieben konnte. Jetzt brach es wie ein Glutstrom von seinen Lippen und flammte hinüber in die Seele Daniras, auch ihre Kraft hielt nicht mehr stand vor dieser Sprache der Leidenschaft, und als Gerald jetzt zum zweiten Male ihr nahte, da floh sie nicht mehr zurück vor ihm, aber ihre Hand, die er ergriffen hatte, zuckte in der seinigen.

„Vielleicht bringe ich Ihnen den Tod!" sagte sie leise, aber mit tief aufquellendem Weh. „Es ist ja nun einmal meine Bestimmung, Unheil zu bringen, hier wie dort. Wäre ich früher gegangen, nur einige Wochen früher, so hätten wir uns nie gesehen, und Sie wären glücklich geworden an Ediths Seite. Ich weiß es ja, daß sie sich nur hinter Launen und Eigensinn verschanzt, ihr Herz gehört dem Manne, der ihr zum Gatten bestimmt ward. Es ist die erste, ernste und tiefe Empfindung ihres Lebens, das Erwachen aus dem Kindertraum. Jetzt erfährt sie auch das erste, bittere Weh — durch mich! Und sie ist doch das einzige Wesen, das ich jemals geliebt habe."

Sie wollte ihm ihre Hand entziehen, aber vergebens, er gab sie nicht frei, und beugte sich zu ihr nieder, so nahe, daß sein Atem sie umwehte.

„Das einzige Weſen? Danira, ſoll denn nicht einmal dieſe Stunde uns Wahrheit bringen? Wer weiß, wie kurz mir noch das Leben zugemeſſen iſt! Ich glaube es nicht, daß Obrevics Wildheit und Rachſucht vor dieſem Orte Halt machen wird, ich bin darauf gefaßt, ihm zum Opfer zu fallen. Aber einmal noch muß ich meinen Namen von deinen Lippen hören, ſo wie er mir vorhin entgegenklang, die Bitte darfſt du mir nicht verweigern. Wenn dieſe Lippen ſelbſt jetzt, im Angeſichte des Todes, herb und ſtolz das Geſtändnis verſchließen, wohl, ich verlange es nicht — aber nennen mußt du mich, wie meine Mutter mich nennt, nur ein einziges Mal mußt du „Gerald“ ſagen.“

Seine Stimme bebte im leidenſchaftlichen Flehen. Es ſchien vergebens zu ſein, denn Danira verharrte ſtumm und regungslos noch einige Sekunden. Endlich wendete ſie ihm langſam das Antlitz zu und ihr Auge tauchte tief in das ſeinige.

„Gerald!“

Es war nur ein einziges Wort, aber es lag alles darin, das ſo heiß erſehnte Geſtändnis, die vollſte Hingebung, das ausbrechende Glück, und es war auch ein Aufjubeln des Glückes, mit dem Gerald jetzt die Geliebte an ſeine Bruſt zog.

Über ihnen tobte der Sturm und um sie schwang die Todesgefahr ihre dunkeln Flügel, aber mitten aus Sturm und Todesgrauen blühte eine Seligkeit empor, in der jede Erinnerung an die Vergangenheit, jeder Gedanke an die Zukunft unterging. Gerald und Danira dachten nicht mehr an Leben und Tod und wäre ihnen in derselben Minute ein blutiger Untergang bereitet gewesen, sie hätten ihm ins Auge gesehen mit dem vollen, leuchtenden Glück im Herzen.

„Dank!“ sagte Gerald mit Innigkeit aber ohne die Geliebte aus seinen Armen zu lassen. „Jetzt komme, was da will, ich bin gerüstet!“

Seine Worte riefen auch Danira zur Wirklichkeit zurück, sie richtete sich empor.

„Du hast recht, wir müssen dem Kommenden begegnen, ich muß fort.“

„Fort! In diesem Augenblick, wo wir uns gefunden haben! Und ich soll dich in eine Gefahr hinauslassen, die ich nicht mit dir teilen kann?“

Das Mädchen machte sich sanft aber entschieden los aus seinen Armen.

„Du schwebst in Gefahr, Gerald, ich nicht, denn ich kenne Weg und Steg in meiner „Felsenheimat“ und werde Marco zu vermeiden wissen, er kann jetzt

im Dorfe angelangt ſein. Sei ohne Sorge, es gilt deine Rettung, da werde ich vorſichtig ſein. Aber ehe ich gehe, gieb mir dein Wort, nicht von dem Wilaquell zu weichen, dich durch keine Liſt, durch keine Drohung von hier vertreiben zu laſſen. Nur hier allein iſt Sicherheit und Rettung für dich und deinen Begleiter, beim erſten Schritt über jenes Felſenthor hinaus ſeid ihr verloren.“

Der junge Offizier blickte unruhig und beſorgt auf die Sprechende. Er ſagte ſich freilich, daß ſie ſicher war, ſelbſt bei einer Begegnung mit ſeinen Verfolgern, es ahnte ja niemand, woher ſie kam oder wohin ſie ging, und ein Vorwand war bald gefunden. Blieb ſie an ſeiner Seite, ſo mußte ſie ſein Los teilen und fiel vielleicht als erſtes Opfer der Rachſucht ihres Volkes, und doch wurde es ihm ſo unendlich ſchwer, ſein kaum gewonnenes Glück von ſich zu laſſen.

„Ich weiche nicht von dem Quell,“ erwiderte er. „Glaubſt du, daß ich jetzt noch ſterben möchte? Ich habe das Leben nie ſo geliebt wie jetzt, wo meine Danira der Preis desſelben iſt, und ich bin bereit, darum zu kämpfen, ich kämpfe ja um Glück und Zukunft.“

Seine Blicke ſuchten wieder die ihrigen, die ihn nicht mehr flohen, aber jene großen, dunkeln Augen haften mit einem ſeltſamen Ausdruck auf ſeinen Zügen, ſo weich und doch ſo düſter und ſchmerzvoll, es leuchtete auch nicht ein Strahl jenes Glückes darin, das mit ſo heller Zuverſicht aus ſeinen Worten hervorbrach.

„Der Preis deines Lebens!“ wiederholte ſie. „Ja Gerald das will ich ſein, mit vollem, ganzen Herzen, und nun — leb' wohl!“

„Lebe wohl! Gott gebe, daß du glücklich das Fort erreichſt, biſt du erſt dort, ſo werden meine Kameraden meine Retterin zu ſchützen wiſſen vor der Rache deiner Stammesgenoſſen.“

Er ſprach das ahnungslos und zärtlich, aber er mußte wohl unwiſſentlich jene dunkle Tiefe in dem Weſen des Mädchens berührt haben, die auch ihm rätſelhaft blieb. Danira zuckte auf, als habe man ihr eine Beleidigung in das Antlitz geſchleudert, die alte Wildheit ſchien ſich wieder aufbäumen zu wollen, aber es war nur ein Moment, dann wurde ſie gewaltſam niedergezwungen.

„Ich bedarf eures Schutzes nicht, ſo wenig wie ich jene Rache fürchte, das geht mich allein an! — Leb' wohl, Gerald, noch einmal — lebe wohl!“

Er zog sie nochmals in seine Arme, er hörte ja nicht das Trennungsweh in diesen Worten, nur die volle, hingebende Zärtlichkeit, die ihm an seiner Danira noch so fremd war. Aber sie ließ ihm kaum eine Minute zum Abschiede, sondern riß sich los, als fürchte sie das längere Beisammensein. Er sah, wie sie sich über den Quell neigte und leise die Lippen bewegte, als wolle sie den Geliebten seinem Schutze empfehlen, dann stieg sie rasch aufwärts und verschwand in dem dunkeln Felsenthor.

Oben angelangt blieb Danira stehen. Nur eine Minute Ruhe nach diesem stummen, qualvollen Kampfe! Sie wußte ja allein, was diese Trennung bedeutete, Gerald durfte nicht ahnen, daß es ein Abschied auf ewig war, er hätte sie sonst sicher nicht von seiner Seite gelassen.

Er kannte trotz alledem Danira Hersovac nicht. Wohl war sie ihrem Volke fremd geworden, im Zwiespalt mit all seinen Sitten und Anschauungen, mit ihrem eignen Denken und Fühlen drüben im Lager des Feindes, dem sie einst so trotzig entflohen war, aber das unsichtbare, mächtige Band des Blutes behauptete dennoch sein Recht und nannte das, was sie zu thun im Begriff stand, mit dem furchtbaren Namen: Verrat.

Sie wollte die fremden Truppen zu Hilfe rufen und wenn Marco standhielt — und er würde standhalten — dann gab es ein Blutbad, um des einen willen, der nicht sterben sollte, nicht sterben durfte, kostete seine Rettung auch den höchsten Preis. Von dem Augenblick an, wo Danira wußte, daß diese Rettung in ihren Händen allein lag, gab es für sie keine Wahl mehr. Sie mußte! Es war eine Notwendigkeit, der sie sich willenlos beugte, aber leben mit der Erinnerung an das, was geschehen war, und glücklich sein an der Seite des Geliebten — der Gedanke kam nicht in die Seele des Mädchens.

Die Tochter des einstigen Häuptlings konnte den Verrat begehen, aber sie konnte ihn auch sühnen. Wenn Gerald gerettet und in Sicherheit war, dann zurück zu dem Bruder und zu Marco, dem Haupte des Stammes, und bekennen, was sie gethan. Die Verräterin traf der Tod, sie wußte es — um so besser! Dann war der ewige Zwiespalt der Geburt und der Erziehung für immer geendet.

Sie warf noch einen Blick in die Tiefe, wo die Flut des Wilaquell im Mondlichte schimmerte. Geheimnisvoll aus dem Felsengrunde geboren, trat er nur einmal zu Tage, blickte nur einmal auf zum

Licht, um dann wieder in unterirdiſchen Klüften zu verſchwinden, und doch war ſein kurzer Lauf ein Segen für jeden, der ihm nahte. Auch hier hatte er ein kurzes, nur minutenlanges Glück gegeben, das nur einmal leuchtend aufblitzte, und nun in Trennung und Tod enden ſollte, aber es wog doch ein ganzes Leben auf.

Noch immer kämpften jene unſichtbaren Heere in den Lüften, noch immer klangen ihre Stimmen höhnend und drohend herab und ſangen das wilde Lied von Verderben und Vernichtung. Danira war vertraut mit den Sagen ihrer Heimat, ſie verſtand dies Drohen des Sturmes und wie zur Antwort richtete ſie das Haupt empor.

„Vergebens! Ich laſſe mich nicht mehr zurückhalten! Wenn ich den Verrat begehe, ſo habe ich mir auch ſelbſt das Urteil geſprochen und Marco wird es erbarmungslos vollziehen, es müßte denn Gott ſelbſt vom Himmel niederſteigen und Gnade verkünden. Du ſollſt gerettet ſein, Gerald, ich werde, was ich dir verſprach — der Preis deines Lebens!“

Sie trat den Weg an und durch die ſturmumbrauſte, mondbeglänzte Felſenöde eilte ſie dahin — zur Rettung.

Siebentes Kapitel.

Die beiden Männer waren jetzt allein in der Schlucht, aber das Auge des jungen Offiziers hing noch immer an jenem Punkte, wo Danira verschwunden war. Er achtete nicht darauf, daß Jörg von seinem Felsstück herabkletterte und an seine Seite kam, erst als jener sich mit einem tiefen Seufzer bemerkbar machte, wurde er aufmerksam und fragte:

„Was hast du denn?“

Jörg legte vorschriftsmäßig die Hand an das Käppi:

„Herr Lieutenant, ich wollt' ergebenst melden — hören konnt' ich nichts da oben, aber mit angesehen habe ich die ganze Geschicht'.“

„Wirklich? Nun das läßt sich nicht ändern, wenn mir deine Nähe auch nicht gerade erwünscht war. Ich hatte dich allerdings vollständig vergessen.“

„Das glaub' ich!“ sagte Jörg mit einem zweiten noch jammervolleren Seufzer. „Sie hatten überhaupt alles vergessen. Wenn unterdessen die ganze Krivoscie angerückt wäre und uns den Garaus gemacht hätte, ich glaub' Sie hätten es nicht einmal gemerkt. Wenigstens habe ich Wache gehalten und dabei fortwährend für Ihr Seelenheil gebetet, aber geholfen hat es nichts.“

„Das ist brav von dir!“ erklärte Gerald, über den der ganze Übermut des Glückes gekommen war, der ihn über Sorge und Gefahr hinaus hob. „Ich hatte allerdings keine Zeit dazu, da ich mich, wie du ja siehst, inzwischen verlobt habe.“

„Herr Gerald!“ Jörg vergaß in seiner Verzweiflung sogar den Respekt und gebrauchte die alte vertrauliche Anrede. „Herr Gerald — um aller Heiligen willen — das ist ja fürchterlich!“

„Sich im Angesichte einer Todesgefahr zu verloben, meinst du? Ungewöhnlich ist es freilich, aber man kann nicht immer Ort und Zeit wählen.“

So hatte es Jörg nun allerdings nicht gemeint, er fand die Thatsache an sich fürchterlich und mit einer Miene, die besser zu einem Leichenbegängnis als zu einem Glückwunsche paßte, sagte er:

„Ich hab' das längst gewußt! Noch vorgestern habe ich dem Pater Leonhard gesagt: Geben sie acht, Hochwürden, das giebt ein Unglück! Und wenn es passiert, stellt sich das ganze Tyrol auf den Kopf und das Schloß Steinach dazu —"

„Nun so laß sie auf dem Kopfe stehen."

„Und die gnädige Frau Mutter trifft der Schlag", fuhr Jörg in seinen düsteren Prophezeiungen fort.

„Meine Mutter!" sagte Gerald, der plötzlich ernst geworden war. „Ja, mit ihr werde ich einen schweren Kampf zu bestehen haben. Gleichviel, er muß durchgefochten werden. Kein Wort weiter, Jörg!" unterbrach er sich, als jener reden wollte. „Du weißt, ich lasse dir vieles hingehen, sobald es sich um mich handelt, hier aber hört meine Duldung auf. Du hast von jetzt an in Danira Herfovac meine künftige Gemahlin zu ehren; merke dir das und richte dich danach."

„Nun vielleicht werden wir vorher noch alle beide totgeschlagen!" meinte Jörg, in einem Tone, als ob ihm dies zum ganz besonderen Troste gereichen würde. „Ich glaub' es nicht, daß dieser Hexenquell ein Mittel gegen das Totschlagen ist und wenn die Feinde es wirklich nicht thun, dann besorgt es der verwünschte

Stein, der da oben in der Luft hängt. Er hat sich schon bewegt, vorhin als die Bora auf einmal wie toll und unsinnig einsetzte, habe ich es ganz deutlich gesehen. Er nickte mir förmlich zu, als wollte er sagen: Wart' nur, jetzt fall' ich euch auf die Köpfe!"

Er wies nach oben und Geralds Blick folgte der angedeuteten Richtung. Das weiße Mondlicht überflutete das dunkle Gestein, ohne ihm Licht geben zu können. Düster und drohend wie ein riesiger Schatten hing der Fels über dem Eingange der Kluft und der Mondesschimmer brachte eine derartige Täuschung hervor, daß es auch dem jungen Offizier schien, als habe der Felsgipfel sich in der That tiefer herabgesenkt, und als sei die Öffnung kleiner geworden, aber er schüttelte abwehrend den Kopf.

„Thorheit! du hörst es ja, der Fels neigt sich so seit Jahrhunderten. Er hat noch ganz andere Stürme ausgehalten als den heutigen, selbst die wildeste Bora vermag nichts gegen dies starre Gestein. In jedem Falle aber haben wir hier die beste Verteidigungsstellung. Wir sind im Rücken gedeckt und können das Nahen der Feinde — Halt! Was ist das? Hörst du nichts?"

Die beiden Männer lauschten angestrengt. Auch

Jörg war aufgefahren, denn auch er hatte einen fremdartigen Laut vernommen, aber der Sturm verwehte ihn vollständig. Es verging eine ganze Weile, da endlich setzte die Bora für einige Minuten aus, und jetzt klang es deutlich aus nicht allzuweiter Entfernung wie der Laut von Schritten und Stimmen, die dem Schalle nach einer ganzen Schar von Männern angehören mußten.

„Da sind sie!“ sagte Gerald, der im Angesichte der Gefahr seine kühle Besonnenheit und Ruhe vollständig zurückgewann, seine Stimme verriet kaum irgend eine Erregung. „Hierher an meine Seite, Jörg! Wir bleiben beisammen, so lange wir überhaupt noch stehen. Sie sollen es wenigstens erkennen, daß sie mit Männern zu thun haben, die sich nicht wehrlos abschlachten lassen.“

Jörg kam der Aufforderung nach und stellte sich fest an die Seite seines Lieutenants, aber er konnte doch nicht umhin, in diesem kritischen Augenblicke noch ein letztes Stoßgebet zu seinem Schutzpatron emporzusenden.

„Heiliger Georg! Ich habe dir nie viel mit Bitten zugesetzt und hab' mir stets selbst geholfen, wo es nur irgend anging, aber hier geht es halt

nicht mehr an. Du weißt, ich bin kein schlimmer Bub' gewesen, bis auf die Lust am Raufen und Dreinschlagen, aber das hab' ich von dir Sankt Jörg! Du hast ja auch stets mit dem Schwert dreingeschlagen und den Drachen zusammengehauen, daß er sich nur so krümmte. Also hilf uns beim Losschlagen oder thu' es lieber selbst, denn allein werden wir nicht fertig. Und wenn du durchaus nicht willst, dann gieb uns wenigstens ein seliges End' und nimm dich des armen Heidenkindes, der Jovica an, daß sie getauft wird und dereinst auch zu uns in den Himmel eingehe — Amen!"

Die Jovica! das war der letzte Gedanke des jungen Tyrolers, die kam noch nach dem seligen Ende und er wollte wenigstens die Beruhigung haben, sie im Himmel wiederzusehen.

„Bist du bereit?" fragte Gerald, der nicht einen Moment den Eingang aus den Augen verlor, aber das Murmeln seines Gefährten gehört. Jörg richtete sich entschlossen auf.

„Zu Befehl, Herr Lieutenant! Das Beten ist abgemacht, jetzt geht es ans Losschlagen und ich denk', ich werde meinem Namenspatron keine Schand' machen."

Die Männer ſtanden Seite an Seite, kampfbereit, die Waffen feſt in den Händen und gefaßt auf einen Angriff, der ihnen freilich nur noch die Hoffnung auf einen ehrlichen Soldatentod ließ, denn wenn es hier überhaupt zum Kampfe kam, ſo waren ſie auch verloren, aber Minute auf Minute verrann, ohne daß dieſer Angriff erfolgte.

Der Eingang zu der Kluft war offen und unbewacht, und die Verfolger waren jetzt dicht vor demſelben angelangt. Man hörte in den Pauſen, die der Sturm machte, deutlich ihre Stimmen, die ſich laut und heftig erhoben, aber niemand zeigte ſich, niemand überſchritt das Felſenthor, eine unſichtbare Schranke ſchien ſie fern zu halten.

Eine bange, endlos ſcheinende Viertelſtunde verfloß in dieſer befremdenden Ruhe. Bisweilen zeigten ſich hoch oben am Rande der Kluft einzelne Geſtalten, die ſich dunkel und ſcharf gegen den ſternhellen Nachthimmel abzeichneten, und offenbar verſuchten, einen Einblick in die Tiefe zu gewinnen. Ihre Waffen blitzten im Mondenlicht, aber kein Schuß fiel aus der Höhe. Endlich verſchwanden ſie wieder und wilder und drohender erhob ſich draußen das Stimmengewirr.

„Seltsam! Sie wagen es wirklich nicht, dem Quell zu nahen!“ sagte Gerald halblaut. „Danira hat recht, die Tradition wird gehalten, selbst dem Feinde gegenüber — ich hätte es nicht geglaubt.“

„Herr Lieutenant, mir fängt die Sach' an langweilig zu werden,“ erklärte Jörg. „Da stehen wir nun seit einer halben Stunde, ganz Gott ergeben und bereit, uns massakrieren zu lassen — natürlich erst, nachdem wir selbst ein halbes Dutzend Feinde massakriert haben — und nun passiert gar nichts! Das ist offenbar Hexerei, dies Volk fürchtet sonst Tod und Teufel nicht und scheut sich vor einem Wasser.“

„Nun so bleiben wir im Schutze dieses Wassers. Du hast die Warnung gehört; keinen Schritt über jenen Felsen hinaus! Was sie versuchen, was auch geschehen mag, wir weichen nicht von dem Quell, bis die Hilfe kommt — wenn sie überhaupt eintrifft.“

Die letzten Worte klangen düster und zweifelnd, der junge Offizier dachte an all die Möglichkeiten, die sich Danira in den Weg stellen konnten, Jörg aber sagte zuversichtlich:

„Die Kameraden lassen uns nicht im Stich und Sankt Georg auch nicht. Er wird doch Einsehen

haben und einem ehrlichen Tyroler beistehen gegen dies Mordgesindel. Es wär' auch schad' um uns beide, Herr Lieutenant. Mir eilt es noch gar nicht mit dem Sterben, ich mein', in fünfzig Jahren ist auch noch Zeit dazu, und es thut auch nicht not, daß der Moosbacher Hof in fremde Hände kommt."

Damit lehnte sich Jörg in aller Gemütlichkeit an die Felswand und begann sich die fünfzig-Jahre auszumalen und darüber nachzudenken, wie Jovica sich freuen werde, wenn er lebend und gesund im Fort wieder einträfe. Er kam schließlich zu dem Resultate, daß eine derartige irdische Begegnung doch am Ende dem Wiedersehen im Himmel vorzuziehen sei, das bei dem Heidentum des Findlings doch immerhin zweifelhaft blieb. —

Stunde um Stunde verging, die Nacht begann allmählich zu weichen, die Sterne flimmerten matter und verbleichten einer nach dem andern und kalte, graue Dämmerung legte sich auf die Erde. Auch die Bora hatte nachgelassen, sie setzte nur bisweilen noch in einzelnen heftigen Stößen ein, die dann mit verdoppelter Gewalt dahinrasten, aber die Pausen dazwischen wurden immer länger, der Sturm war augenscheinlich im Weichen begriffen.

Vor der Schlucht des Wilaquell lagerte die Schar der Verfolger, die mit zäher, unermüdlicher Ausdauer hier ausharrte seit Stunden. Danira kannte ihre Stammesgenossen und kannte vor allem Marco Obrevic, sie wußte, daß er nicht wieder von der Spur des Feindes wich, wenn er es auch nicht wagte, dem Quell zu nahen. Noch hatte er es in der That nicht gewagt, aber jetzt schien seine unbändige Natur den Sieg davon zu tragen über die Schranke, die ihm Halt gebot.

Es war offenbar ein Streit ausgebrochen zwischen den Männern, ihre Stimmen hallten laut durcheinander, am lautesten die Marcos. Er stand inmitten seiner Gefährten, die er alle überragte, aber seine Haltung war trotzig und herausfordernd, als sei er im Begriff, seinen Willen mit den Waffen in der Hand durchzusetzen. Stephan Hersovac bemühte sich vergeblich, Frieden zu stiften.

„Laßt ihn, er droht nur, er wird es nicht ausführen," rief er den andern zu. „Du wirst den Quell nicht verletzen, Marco, die beiden in der Schlucht können uns ja nicht entgehen, aber wir müssen warten bis —"

„Warten!" unterbrach ihn Marco, dessen Stimme

den kochenden Grimm verriet, der in seinem Innern wühlte. „Warten wir nicht hier seit Mitternacht? Mag ihnen die Hölle das Geheimnis verraten haben, sie kennen es, müssen es kennen! Keine List, keine Drohung bringt sie zum Ausbrechen, sie weichen nicht von dem Quell. Sollen wir vielleicht tagelang hier lagern, bis der Hunger sie heraustreibt oder bis sie im Fort vermißt werden und man herbeikommt, um sie zu befreien? Was dann?“

„Dann hat sie der Wilaquell geschützt und du mußt es geschehen lassen,“ sagte einer von den Männern, ein Alter mit eisgrauem Haar, aber kraftvoller, ungebeugter Gestalt.

„Nimmermehr!“ brach Marco wild aus. „Eher reiße ich ihn an dieser Stätte nieder und brächte es mir selbst Verderben. Monatelang habe ich ihn nur allein gesucht, immer ist er mir entgangen. Jetzt endlich habe ich ihn in der Hand und nun ziehe ich die Hand nicht eher wieder zurück, bis sie rot ist von seinem Blute. Ich habe es geschworen und werde es halten. Kein Bann schützt den, der mir den Vater und euch den Führer erschlug.“

„Der Wilaquell schützt a l l e!“ sagte jener Alte mit schwerem Nachdruck. „Zurück, Marco! Unsinniger!

du ziehst das Unheil herab auf dich und uns alle, wenn du den Frieden brichst."

„Meint ihr etwa, ich wäre nicht Manns genug, es allein mit den beiden da unten aufzunehmen?" höhnte Obrevic. „Bleibt zurück! Ich nehme die That auf mich. Gieb Raum, Stephan, ich will in die Schlucht!"

Ein drohendes Murren erhob sich von allen Seiten gegen den jungen Führer. Die Männer waren ihm gefolgt mit vollem, stürmischen Beifall, als er ging, den Feind zu vernichten. Der fremde Offizier hatte das Haupt ihres Stammes getötet, sie alle waren berufen, den Gefallenen zu rächen, in erster Linie der Sohn. Das war etwas Gebotenes, Unabwendbares, das vollzogen werden mußte nach ihren Rechtsbegriffen. Ein jeder bot die Hand dazu und kein einziger machte sich Skrupel darüber, daß man das Opfer hinterlistig in eine Falle gelockt hatte und nun zu zehn über den einzelnen herfiel. Danira hatte wahr gesprochen, hier galt nur die That allein, wie sie vollzogen wurde, das kümmerte keinen.

Aber jetzt handelte es sich darum, eine uralte, geheiligte Tradition zu durchbrechen, an die noch niemand zu rühren gewagt hatte, und jetzt erhob sich

der Aberglaube, der bei dem Naturvolke mächtiger war als selbst die Religion und stellte sich drohend zwischen Gerald und seine Verfolger. Der Wilaquell war geheimnisvoll verknüpft mit all den Sagen des Landes, dem er angehörte, ihn verletzen, hieß Unglück herabziehen auf dieses Land und Volk. Nur eine Natur wie die Marcos, der kein Gesetz als seinen eigenen Willen anerkannte, konnte es überhaupt versuchen, sich dagegen zu erheben, und als er es that, machten seine Gefährten Miene, ihn mit Gewalt zu hindern. Sie umringten ihn und verlegten ihm den Weg zu der Schlucht, die Waffen blitzten und es schien, als solle der Streit blutig entschieden werden, als Stephan Hersovac sich von neuem in das Mittel legte.

„Gebt Frieden!“ rief er, indem er sich Bahn machte und sich an die Seite seines Freundes stellte. „Soll unser eigenes Blut fließen um eines Feindes, eines Fremden willen? Bleibe zurück, Marco, du weißt nicht, was du thust“ und die Stimme dämpfend, so daß nur Obrevic allein ihn verstehen konnte, sprach er weiter:

„Du willst uns morgen noch einmal zum Angriff führen. Kein einziger folgt dir mehr, wenn du Blut

vergossen hast an dieser Stätte, du bist verfehmt und alle wenden sich von dir!“

Er hatte das rechte Mittel ergriffen, den wilden Obrevic zu bändigen. Dieser ließ einen unterdrückten Ausruf der Wut hören und biß die Zähne zusammen, aber er machte keinen Versuch mehr, den Kreis zu durchbrechen, der ihn umgab. Er wußte nur zu gut, daß seine entmutigte, zusammengeschmolzene Schar ihm nur widerwillig zu dem Kampfe folgte, mit dem er noch einen letzten, verzweifelten Streich auf den Gegner führen wollte, daß sie ihr Heil nur noch in der Unterwerfung sah. Noch zwang die Macht seiner Persönlichkeit die Widerstrebenden ihm zu folgen, aber es war zu Ende mit dieser Macht, wenn er wirklich mit erhobener Waffe jenen Bannkreis überschritt.

Da kam von der Richtung des Dorfes her eine einzelne Gestalt, dem Anschein nach ein Knabe. Es war jener Hirtenbube, den man ausgesandt hatte, um Gerald die falsche Nachricht zu überbringen, der den Führer gemacht hatte und dann zu Marco geeilt war, um ihm Nachricht zu geben. Er kam im eiligen, stürmischen Laufe, gerade auf die Männer zu und erreichte sie endlich erschöpft und außer Atem.

„Marco Obrevic, wahre dich!“ stieß er abgerissen

hervor. „Es kommen Soldaten — wohl das Doppelte eurer Zahl — sie suchen ihn, den fremden Offizier, und euch!“

Alle fuhren auf bei der unerwarteten Nachricht, Marco aber rief heftig:

„Du lügst! Sie können noch keine Nachricht haben, sie glauben das Dorf besetzt von den Ihrigen. Sind sie dort?“

„Nein, sie zogen vorbei, ohne sich aufzuhalten, ohne zu fragen. Sie ziehen nach dem Wilaquell, ich habe den Namen gehört.“

„Das ist Verrat! Woher wissen sie, daß er dort ist? Im Dorfe müssen sie ihn glauben! Wer hat ihnen die Botschaft gebracht?“

„Laß das jetzt,“ unterbrach ihn Stephan. „Du hörst es, sie sind uns an Zahl doppelt überlegen. Wir können nicht hier den Kampf aufnehmen, das bringt uns Verderben. Fort, so lange es noch Zeit ist.“

„Und er dort unten soll frei ausgehen? Erst will ich mit ihm abrechnen und wissen will ich, wer der Verräter ist. Sprich, Bube, warst du es? Hast du dich bestechen lassen und uns die Feinde hergerufen? Antworte, oder du bist des Todes!“

Er hatte mit rauher Hand den Boten ergriffen

und schüttelte ihn, als wolle er seine Drohung wahr machen; der Knabe sank in die Knie.

„Herr, ich that nur, was du mir befohlen, nichts weiter! Ich wartete, bis ich die Fremden in das Haus des Stephan Hersovac eintreten sah. Es war niemand dort als sein Weib und Danira."

„Danira!" wiederholte Marco im dumpfen, grübelnden Tone. „Sie war verschwunden als wir anlangten, wo kann sie sein?"

„Marco, entschließe dich!" drängte Stephan ungeduldig. „Die Truppen sind beim Dorfe, in einer halben Stunde können sie hier sein. Laß uns aufbrechen."

Obrevic hörte nicht, er stand regungslos da, das Auge auf den Boden geheftet, als brüte er über irgend einen ungeheuren Gedanken. Der Instinkt der Eifersucht leitete ihn auf die rechte Spur und plötzlich zuckte es wie ein Blitz nieder und zerriß das Dunkel — er erriet die Wahrheit.

„Jetzt weiß ich es, ich kenne den Verräter!" brach er in furchtbarster Erregung los. „Danira — darum also erbleichte sie und zitterte damals, als ich diesem Gerald von Steinach Blutrache schwur. Sie will ihn retten, selbst um den Preis des Verrates, aber

das gelingt ihr nicht. Erst fällt er von meiner Hand und dann sie, die uns jetzt die Feinde heranführt. Keinen Aufbruch! keinen Rückzug! Wir bleiben und erwarten den Feind."

Es war ein unsinniges Vorhaben, mit der kleinen Schar den Kampf gegen eine doppelte Übermacht aufzunehmen, es stellte die sichere Niederlage in Aussicht. Das fühlten all die Männer und deshalb weigerten sie sich zu gehorchen. Ungeduldig und zornig forderten sie den Aufbruch, von allen Seiten hallten die Rufe, aber umsonst. Seit Obrevic in Gerald seinen Nebenbuhler erkannt hatte, fragte er nicht mehr danach, ob er sich und all seine Gefährten dem Verderben überlieferte, sein bis zum Wahnsinn gereizter Haß kannte nur den einen Gedanken: Rache.

„Wagt ihr es nicht, standzuhalten?" rief er. „Feiglinge! Ich weiß es längst, was ihr im Sinne habt. Geht denn zur Unterhandlung, zur Unterwerfung, ich bleibe! Aus dem Wege Stephan! Aus dem Wege sage ich — hindere mich nicht, oder du fällst zuerst!"

Er schwang drohend die Handschar, Stephan wich zurück. Er kannte diese blinde Wut, die nicht Feind und Freund mehr unterschied und auch die andern

kannten ihren Führer. Niemand trat ihm mehr in den Weg, nur jener Alte mit dem grauen Haar und den blitzenden Augen rief ihm warnend zu:

„Marco Obrevic, wahre dich! der Wilaquell duldet keine Rache und kein Blut!“

Marco lachte auf mit schneidendem Hohne.

„Nun so soll er mir wehren! Und wenn der Gott da oben selbst vom Himmel herunterstiege, er hindert mich nicht, ich halte meinen Schwur!“

Es waren fast dieselben Worte, die Danira vor einigen Stunden an dieser Stelle gesprochen hatte, aber was dort ein Ruf der Todesangst gewesen war, das wurde hier zur wilden, höhnischen Herausforderung. Marco richtete das trotzige Haupt empor zu dem immer lichter werdenden Morgenhimmel, als wolle er ihm diese Herausforderung in das Antlitz schleudern und mit hocherhobener Waffe betrat er das Felsenthor, den schützenden Bannkreis.

Da setzte die Bora noch einmal ein, mit einem letzten machtvollen Stoße. Wieder raste es durch die Lüfte und brauste über die Erde, als seien alle Geister des Unheils losgelassen. Die Männer hatten sich zu Boden geworfen, um der Gewalt des Stoßes zu entgehen und der Knabe mit ihnen. Da bebte und

zitterte dieser Boden plötzlich unter ihnen und über ihnen donnerte es, wie Gewitterſturm. Es war ein Krachen, Schmettern, Brechen, als ſtürzte die ganze Kluft zuſammen — dann tiefe grauenhafte Stille. —

Stephan war der erſte, der ſich wieder aufrichtete, aber ſein dunkles Antlitz wurde erdfahl, als er um ſich blickte. Jenes mächtige Thor, das die Natur ſelbſt der Schlucht geſchaffen, ſtand nicht mehr, ſtatt ſeiner ſperrte ein Berg von Steintrümmern und Geröll den Eingang. Der Felsgipfel, der ſeit Jahrhunderten drohend herabhing, war gefallen — der Wilaquell hatte ſeine Unverletzlichkeit gewahrt.

Auch die andern erhoben ſich jetzt, aber keiner ſprach ein Wort. Stumm und ſcheu blickten ſie auf die Trümmerſtätte und auf die Leiche ihres Führers, den der ſtürzende Fels erſchlagen hatte. Marco Obrevic lag darunter begraben, nur das Haupt war teilweiſe ſichtbar, aber es war das Haupt eines Toten.

Die wilden Söhne der Berge waren vertraut mit allen Schrecken des Kampfes, ſie ſahen dem Tode täglich und ſtündlich in das Antlitz, aber vor dieſem Zeichen erbebten ſie doch, und die furchtbare Antwort, die der Hohn ihres Führers gefunden, war auch für ſie geſprochen.

Die Männer umdrängten Stephan Herſovac, das jüngere, jetzt das einzige Haupt ihres Stammes. Es fand eine halblaute, eifrige Beratung ſtatt, aber ſie war nicht von langer Dauer und ſchien mit vollſter Einſtimmigkeit zu enden. Nach einigen Minuten trennte ſich Stephan von ſeinen Gefährten und trat von einer andern Seite her an den Rand der Schlucht. Er rief dort einige ſlawiſche Worte hinab. Gerald, der der Sprache vollkommen mächtig war, antwortete ebenſo, dann gab der nunmehrige Führer das Zeichen zum Aufbruch und ſtill und düſter zog die kleine Schar davon. Sie konnte die Leiche Marcos nicht mit ſich nehmen, es hätte Stunden gebraucht, um die Trümmer hinwegzuräumen, die ſeinen Körper deckten.

Durch das fahle, graue Licht des Morgens zog die Truppe heran, die zur Befreiung Geralds und Jörgs abgeſandt war, mit ihr Pater Leonhard, der ſich angeſchloſſen hatte, als er hörte, um weſſen Rettung es ſich handelte, und der nun mutig und unverzagt den beſchwerlichen Marſch durch Sturm und Nacht ertrug. Es war allmählich hell geworden, ſo daß man alles deutlich unterſcheiden konnte und man ſah noch Stephan und ſeine Gefährten in der Ferne verſchwinden.

„Wir werden doch nicht zu spät kommen!“ sagte der Offizier, der die Abteilung führte. „Da ziehen die Feinde hin! Wenn sie nur ihr blutiges Werk nicht schon gethan haben.“

„Das wolle Gott nicht!“ rief der Pater. „Wir sind zur Stelle, aber ich sehe das Felsenthor nicht, das Danira uns beschrieb, dort liegt nur ein Haufe von Steintrümmern. Sollten wir uns geirrt haben?“

„Das wird sich ja in der nächsten Minute zeigen. Vorwärts! laßt uns die Schlucht untersuchen. Wir müssen die beiden finden, lebend oder tot.“

Im Geschwindmarsch ging es vorwärts, aber ehe es noch möglich war, einen Einblick in die Schlucht zu gewinnen, rief man schon die Namen der Vermißten.

„Herr von Steinach! — Gerald!“ — klang es gleichzeitig von den Lippen des Offiziers und des Geistlichen, und Bartel, der auch mit dabei war und die empfangene liebevolle Zurechtweisung seines Freundes und Landsmannes völlig vergessen hatte, rief im jammervollsten Tone dazwischen:

„Jörg! Jörg Moosbacher!“

„Hier ist der Jörg!“ tönte die Stimme des unverwüstlichen Tyrolers, der soeben aus der Schlucht emportauchte. „Und hier ist auch mein Lieutenant,

frisch und gesund! Grüß Gott, Kameraden! Ich wußt es ja, ihr würdet uns nicht im Stich lassen. Und eine hochwürdige Geistlichkeit ist auch dabei? Grüß Gott, Hochwürden!"

Er erkletterte vollends den felsigen Abhang und hinter ihm erschien Gerald, beide stürmisch und freudig bewillkommt. Jetzt gab es ein wahres Kreuzfeuer von Fragen, Erklärungen und Berichten; während Gerald aber seinem Kameraden und dem Pater Leonhard ausführlich erzählte, was geschehen war, erwischte Jörg seinen Landsmann am Ärmel und sagte eindringlich und beweglich:

„Bartel, du kommst aus dem Fort — was macht die Jovica?"

Auch Pater Leonhard hatte einer ähnlichen Anfrage Rede zu stehen. Gerald ergriff die erste Gelegenheit, ihn beiseite zu ziehen und fragte unruhig und besorgt:

„Wo ist Danira? Ist sie im Fort zurückgeblieben?"

„Nein, sie ist nach dem Dorfe zurückgekehrt, nachdem sie uns den Weg gewiesen, so daß wir ihn nicht mehr verfehlen konnten. Sie wollte nicht Zeuge des voraussichtlichen Kampfes sein. Gerald, mir ist, als trüge das Mädchen irgend einen unseligen Entschluß

mit sich herum. Es war ihr kein Wort darüber zu entreißen, aber ich fürchte, sie entdeckt den Ihrigen, was sie gethan hat, und dann ist sie verloren."

„Jetzt nicht mehr!" sagte der junge Offizier mit unterdrückter Bewegung. „Der Kampf ist zu Ende, wir werden Frieden machen. Stephan Hersovac hat mir beim Abzuge zugerufen, er werde morgen mit einigen seiner Genossen im Fort erscheinen, um die Unterhandlungen einzuleiten. Ich glaube, er wollte es längst, nur Obrevics Einfluß hielt ihn bisher zurück."

„Gott sei Dank! Dann kann und wird er an der Schwester den Weg nicht rächen, den er morgen selbst antritt, sie war nicht zu bewegen, in unserm Schutze zu bleiben."

„Ich denke, jetzt wird sie sich dem meinigen anvertrauen," sagte Gerald mit einem hellen Aufleuchten seiner Augen. „Sie soll es noch in dieser Stunde erfahren, daß kein Blut hier geflossen ist, außer dem des Unseligen, der dort erschlagen liegt, und das hat keine Menschenhand vergossen, das war ein Urteil des Gottes selbst, den er herausforderte. Hochwürden, Sie sind zu spät gekommen, um dem Toten dort den letzten Trost zu spenden. Er starb unversöhnt mit sich und seinem Gott."

Sie wandten ſich nach der Trümmerſtätte, die die andern bereits umſtanden, aber vor dem Pater Leonhard öffnete ſich der Kreis. Langſam trat der Prieſter näher und blickte einige Sekunden ſchweigend nieder auf das ſtarre, blutige Haupt, dann hob er das Kreuz empor, das er am Gürtel trug, und es über den Toten hinſtreckend, ſagte er mit tiefem Ernſt:

„Die Rache iſt mein! ſpricht der Herr. Ich will vergelten!“

Achtes Kapitel.

Der Kampf in den Bergen war zu Ende, der letzte verzweifelte Widerstand, den Marco Obrevic an der Spitze seines Stammes geleistet hatte, erlosch mit seinem Tode. Stephan Hersovac war nicht der Mann, eine bereits verlorene Sache bis zum eigenen Untergange durchzuführen, ihm fehlte mit dem Trotze auch die Energie seines Vorgängers. Er war wirklich im Fort erschienen und hatte die ihm gestellten Bedingungen angenommen und damit konnte der Aufstand, soweit er dies Gebiet betraf, für beendigt gelten.

Es vergingen freilich noch Wochen und Monate, ehe die Truppen in die Heimat zurückkehrten, und Geralds Regiment war eins der letzten. Es mußte einige Zeit vor der Einschiffung in Cattaro bleiben, aber das Schicksal ersparte dem jungen Offizier eine

peinliche Begegnung, Oberst Arlow und seine Tochter befanden sich nicht mehr in der Stadt.

Der Kommandant hatte während der ganzen Insurrektion in seiner schwierigen und verantwortungsreichen Stellung eine solche Umsicht und Energie gezeigt, daß die Anerkennung nicht ausblieb. Er wurde mit entsprechender Beförderung von seinem Posten abberufen und ihm ein Kommando in einer der österreichischen Hauptstädte übertragen. Es war längst sein Wunsch gewesen, die ferne dalmatinische Festung mit einem Garnisonsorte der Heimat zu vertauschen, und es war wohl seinem Einflusse zuzuschreiben, daß die Übersiedlung so schnell erfolgte. Der neue Kommandant traf weit früher ein, als man erwartete, und unmittelbar darauf verließ sein Vorgänger die Stadt, der sich bereits in der Heimat befand, als Geralds Regiment in Cattaro eintraf.

Es lag eine harte Zeit hinter dem jungen Offizier, ein monatelanges Ringen mit allem, was sich seiner Liebe entgegenstellte; er hatte sie sich im vollsten Sinne des Wortes erkämpfen müssen, aber er wußte das Recht zu behaupten, das jene Stunde der Todesgefahr ihm gegeben.

Er hatte Danira wiedergesehen, als die Truppen

von der Wilaſchlucht in das Dorf zurückkehrten, um nach dem ſtundenweiten, eiligen Marſche eine kurze Raſt zu halten und hier galt es noch einen letzten Kampf, um das Mädchen zum Schweigen zu vermögen; ſie war feſt entſchloſſen, den Ihrigen zu entdecken, was ſie gethan und wer die Hilfe herbeigerufen hatte.

Trotzdem der Friede und die Verſöhnung in unmittelbarer Ausſicht ſtanden, wäre ſie doch nicht eine Stunde ihres Lebens ſicher geweſen nach einem ſolchen Bekenntnis, aber jenes erſchütternde Ereignis, das dem Leben Marcos ein Ziel ſetzte, ſprach auch hier ſein entſcheidendes Wort und beugte den ſtarren Willen des Mädchens. Und es war der Geliebte, der da bat, der mit der ganzen Macht ſeiner Zärtlichkeit ſie überzeugte, daß es hier, wo kein Blut durch ihre Schuld gefloſſen war, auch keiner Sühne bedurfte. Wohl türmten ſich von allen Seiten Schranken und Hinderniſſe gegen die Möglichkeit einer Vereinigung auf, das wenigſtens äußerlich noch beſtehende Band, das Gerald an ſeine einſtige Braut knüpfte, der vorausſichtliche Widerſtand ſeiner Mutter, der Kampf mit Stephan, der es ſicher nicht ruhig geſchehen ließ, daß ſeine Schweſter einem Fremden folgte, aber das

alles vermochte nicht, den Mut und die Zuversicht des jungen Offiziers zu erschüttern, seit er Daniras Wort hatte, die Seinige zu werden; wenn er sie auch mit schwerem Herzen im Hause des Bruders zurückließ, das für den Augenblick ihre einzige Zuflucht war.

In dem wildausbrechenden Streit, wo beim Nahen der Truppen alle den widerstrebenden Führer zum Aufbruch drängten, und alle durcheinander riefen und schrien, waren die letzten Worte Marcos, mit denen er jenen Verdacht gegen Danira schleuderte, nicht gehört oder nicht verstanden worden — außer von Stephan, und dieser zog es vor, zu schweigen. Er wollte nicht wissen, was zu strafen er kein Recht mehr besaß, seit er selbst den Gang zu dem Feinde angetreten und sich ihm unterworfen hatte.

Marco Obrevic hätte mit eiserner Konsequenz selbst die Geliebte, selbst sein Weib hingeopfert bei einer solchen Entdeckung, Stephan war anders geartet. Er wollte seine Schwester nicht fallen sehen von den Händen seiner Stammesgenossen und er wußte, daß sie verloren war, wenn sich nur ein Verdacht gegen sie erhob. Er gab sich den Anschein zu glauben, was man ihm und seinen Begleitern im Fort mitteilte, um Danira vor einem etwaigen Racheakt zu

schützen: jene Abteilung sei ohne Ahnung von Geralds Schicksal zu rein militärischen Zwecken ausgerückt, um den Feind zu suchen, den man in jener Richtung vermutete, und sei sehr überrascht gewesen, als sie ihren Offizier auf dem Wege fand.

Diese Erklärung genügte den Söhnen der Berge, die es nicht gewohnt waren, über unwiderruflich Geschehenes nachzugrübeln. Der angebliche Zufall schien ihnen nur eine Bestätigung jenes Gerichtes, das über ihren Führer ergangen war, weil er gewagt hatte, die altgeheiligte Überlieferung seines Volkes zu brechen. Kein Verdacht wurde gegen Danira laut, erst in der Trennungsstunde erfuhr Stephan aus ihrem Munde, was ihm kein Geheimnis mehr war.

Jörg Moosbacher, dessen Dienstzeit in wenigen Wochen zu Ende ging, war einerseits sehr stolz darauf, als ruhmreicher Bezwinger der Krivoscie und geschmückt mit der Tapferkeitsmedaille in die Heimat zurückzukehren, anderseits aber verstimmt und höchst beleidigt, denn Pater Leonhard wollte ihm nicht erlauben, seinen Vaterpflichten in dem Maße nachzukommen, wie er es für nötig hielt.

Jenes Wiedersehen im Fort, bei dem Jovica ihrem Beschützer im hellen Jubel entgegenflog, und Jörg

mit dem Begrüßen gar kein Ende fand, hatte den geiſtlichen Herrn doch bedenklich gemacht und er beſchränkte fortan den Verkehr der beiden, ſo viel als möglich. Er war überhaupt in einiger Verlegenheit, was mit der jungen Slawin denn eigentlich anzufangen ſei. Heimat oder Angehörige, denen man ſie zurückgeben konnte, beſaß Jovica nicht, und es war auch durchaus die Abſicht des Prieſters, ſie zu einer Chriſtin zu erziehen, bei ſeinen vielfachen Amtspflichten aber fand er nur zu wenig Zeit, den Lehrer zu machen.

Jovica hatte in der That noch nicht viel Deutſch gelernt und fing eben erſt an, die Lehren des Chriſtentums zu begreifen, als der Befehl zum Abmarſch nach Cattaro eintraf und damit trat die Frage, was aus dem „Heidenkinde“ werden ſollte, ernſtlich in den Vordergrund. Jörg wollte es durchaus mit nach dem Moosbacher Hofe nehmen, um es dort ſeinen Eltern feierlichſt als ſeinen Schützling zu präſentieren, aber Pater Leonhard, der den Bauer und die Bäuerin beſſer kannte, widerſetzte ſich dieſem Plane, bis endlich Gerald mit einem Vorſchlage dazwiſchen trat, der von beiden Seiten angenommen wurde.

Jovica, die ſich ſehr anſtellig und dienſtfertig zeigte, ſollte Danira, mit der ſie ja eine gemeinſame

Sprache und Heimat hatte, als eine Art Zofe begleiten und unter ihrem Schutze bleiben, bis endgültig über ihre Zukunft entschieden sei. Jörg war freilich mit dieser Bestimmung nur halb zufrieden, denn er fand, daß seine Vaterrechte dabei nicht genügend zur Geltung kamen, da er aber Aussicht hatte, seinen Schützling täglich zu sehen, so fügte er sich.

Die Stunde der Einschiffung war gekommen und der Dampfer, der die Offiziere und einen kleinen Teil der Mannschaften trug, steuerte hinaus in die Bucht. An der Brüstung des Schiffes, etwas abseits von den plaudernden Kameraden, stand Gerald von Steinach und neben ihm Danira, die seit gestern seinen Namen trug. Pater Leonhard hatte am Tage vor der Abreise in aller Stille die Trauung vollzogen.

Die junge Frau trug einfache Reisekleidung und dennoch lag ein eigener Reiz über ihrer Erscheinung, der selbst damals fehlte, als die malerische Tracht ihres Landes ihre Schönheit so mächtig und wirkungsvoll hob. Das Düstere, Fremdartige, das dieser Schönheit sonst anhaftete, war hinweggeschmolzen. In dem hellen Sonnenschein, der das Verdeck überflutete, stand die jugendliche Gestalt nicht mehr wie ein dunkler Schatten, der sonnige Glanz lag

auch auf ihrem Antlitz, ein Widerschein des Glückes, das so hell aus den Zügen ihres Gatten strahlte.

Das Ufer begann schon zurückzuweichen und soeben fuhr der Dampfer an dem Hause des Kommandanten vorüber, von dessen Fenstern Danira einst das Schiff heranziehen sah, das mit Gerald ihr Schicksal und ihre Zukunft trug. Jetzt war das Fenster geschlossen, an dem damals die helle Gestalt Ediths lehnte und mit lachenden, glücklichen Kinderaugen dem Verlobten entgegenblickte. Die Erinnerung, um welchen Preis ihr Glück erkauft war, überkam die junge Frau auf einmal mit voller Gewalt und sie wandte sich ab, um die aufsteigenden Thränen zu verbergen; Gerald bemerkte es.

„Es wird dir schwer, die Heimat zu verlassen — ich weiß es!“ sagte er, sich zu ihr niederbeugend, aber sie schüttelte ablehnend das Haupt.

„Es wird mir nur schwer, so zu gehen, ohne einen Abschiedsgruß der Heimat, ohne ein Lebewohl meines Bruders. Es ist ja jetzt Friede und er kommt als Haupt des Stammes oft nach Cattaro; an meinem Vermählungstage kam er nicht, ich mußte ohne das Geleit meines einzigen Blutsverwandten an den Altar treten.“

„Hast du etwas anderes erwartet nach der Art, wie Stephan meine Werbung aufnahm? Er schien sie ja fast als eine Beleidigung zu betrachten und er hat es mir schwer genug gemacht, dich zu besitzen, ich mußte dich ihm förmlich abkämpfen. Du ahnst nicht, wie schwer es mir geworden ist, dich in einer Umgebung zu wissen, die es täglich und stündlich versuchte, dich von mir loszureißen, während ich noch im Felde stand."

„Hat man das Gleiche nicht bei dir versucht? Und du littest schwerer darunter als ich, denn dort kam der Widerstand von einer Seite, die dir das teuerste auf Erden war. Auch der Segen deiner Mutter fehlt unserer Ehe."

„Nicht durch meine Schuld!" fiel Gerald ein. „Ich habe versucht, was nur im Bereiche der Möglichkeit lag, um ihre Einwilligung zu erlangen. Monatelang habe ich in meinen Briefen gebeten, gefleht, gestürmt — es war alles vergebens. Sie hatte immer nur das harte Nein, dies starre Verbot, da mußte ich mich endlich wohl erinnern, daß ich kein Kind mehr bin, sondern ein Mann, der da weiß, was er im Leben zu wollen hat, und der sein Glück nicht an Vorurteilen scheitern läßt. Du hast recht,

wir haben dies Glück schwer erkaufen müssen, es kostet uns beiden die Heimat und die Liebe unserer nächsten Blutsverwandten — meinst du, daß der Preis zu hoch ist für das, was wir errungen haben?"

Es klang eine leidenschaftliche Zärtlichkeit aus der Frage und der Blick seiner jungen Frau gab ihm die Antwort darauf. Erst nach einer Pause sagte sie leise:

„Du willst also dein väterliches Haus nicht wieder betreten? Willst nicht noch einmal versuchen, persönlich deiner Mutter —"

„Nein", unterbrach sie Gerald mit voller Bestimmtheit. „Sie weigert sich, dich zu sehen, also bleibe auch ich ihr fern. Ich weiß, was ich meinem Weibe schuldig bin — entweder empfängt dich Schloß Steinach als seine junge Herrin oder es sieht mich nicht mehr in seinen Mauern. Ich kenne freilich den feindseligen Einfluß, der dort gegen uns thätig ist; meine Mutter mag streng und stolz sein, diese grenzenlose Härte gegen ihren einzigen Sohn und Liebling liegt nicht in ihrem Charakter, das ist Arlows Werk! Du weißt, ich habe ihm nach unserer Verlobung geschrieben, offen und rückhaltslos, aber mit der Ehrfurcht eines Sohnes, er würdigte mich keiner Ant-

wort, aber er schrieb sofort an meine Mutter und stellte ihr die Sache in seiner Auffassung dar. Sie erhielt durch ihn die erste Nachricht, noch ehe mein Brief in ihre Hände gelangte, und wie diese Nachricht gelautet hat, ersah ich aus ihrer Antwort. Seit er wieder in der Heimat ist, hat er vollends das Feuer geschürt und es endlich zum offenen Bruch getrieben."

„Seinen Haß kann ich tragen," sagte Danira, deren Augen noch immer unverwandt auf jenem Hause hafteten. „Ich durchkreuzte ihm unfreiwillig seinen Lieblingswunsch und er hegte stets Abneigung gegen mich, aber, daß auch Edith sich in unversöhnlichem Grolle von mir wendet, das glaubte ich anfangs nicht überwinden zu können. Sie weiß durch meinen Brief, wie und wo wir uns gefunden haben, weiß, daß erst die Todesgefahr mich in deine Arme führte. Ich habe ihr nichts verschwiegen und mit der ganzen Innigkeit der Freundin, der Schwester gebeten, mir zu verzeihen, wenn ich ihr wehe that — sie hat mir auch nicht mit einer einzigen Zeile geantwortet!"

„Der Vater wird es nicht geduldet haben, sein Verbot —"

„Edith läßt sich nichts verbieten. Sie ist gewohnt, der Stimme ihres Herzens zu folgen und sie ist all-

mächtig bei dem Vater. Hätte sie mir schreiben wollen, so wäre es geschehen, jedem fremden Einfluß zum Trotz, aber sie kann es nicht verzeihen, daß ich ihr deine Liebe genommen habe — ich begreife das!"

Gerald schwieg, er wollte es nicht eingestehen, wie schwer die Unversöhnlichkeit seiner Mutter und Ediths auch auf ihm lastete, sie warf einen düsteren Schatten in das junge Glück der Neuvermählten.

Das Gespräch der Offiziere drüben war inzwischen lauter und lebhafter geworden und der glücklich wieder aufgetauchte Lieutenant Salten führte dabei das Wort.

„Gerald ist doch der Klügste von uns allen gewesen," sagte er soeben. „Er hat sich ein ganz beneidenswertes Andenken an den Feldzug mitgebracht. Er wird Aufsehen machen in der Garnison mit seiner schönen Kriegsbeute und wenn man nun erst den Roman erfährt, der sich daran knüpft. —"

„Du warst ja auch gewissermaßen in diesen Roman verwickelt," fiel einer der andern Offiziere lachend ein. „Deine geraubte Brieftasche wenigstens spielte dabei eine verhängnisvolle Rolle."

„Ja, der verwünschte Bube, der sich so dienstfertig anstellte und dabei als Spion ausgesandt war, stahl sie mir und brachte sie schleunigst seinem Herrn und

Meister. Mit den Briefen und Notizen konnten sie freilich nichts anfangen, aber die Brieftasche selbst mußte ihnen als Mittel dienen, um Gerald in das Verderben zu locken. Wäre der Plan geglückt, dann hätten wir einen braven Kameraden weniger und — ah, da kommt das junge Paar! Sehen Sie nur, meine Herren, wie Frau von Steinach aussieht im Glanze der Morgensonne! Ich bleibe dabei, Gerald bringt das beste von dem ganzen Feldzuge heim."

Die übrigen Offiziere schienen durchaus derselben Meinung zu sein, denn als Gerald jetzt mit seiner Frau herantrat, erschöpften sie sich in Aufmerksamkeiten gegen die letztere und das junge Ehepaar wurde sofort der Mittelpunkt des Kreises, der es fürs erste nicht wieder frei gab.

Währenddessen entstieg Jörg der Kajüte mit Jovica, die er glücklich einmal erwischt hatte. Er führte sie nach dem hinteren Verdeck, blieb aber in gemessener Entfernung von seinen Kameraden, die sich dort befanden, und auch keinen Versuch machten, die beiden zu stören, denn man wußte nun nachgerade, daß Jörg in Bezug auf seinen Schützling sehr empfindlich war und daß es ihm wirklich nicht darauf ankam, die halbe Kompagnie niederzuschlagen, wenn er gereizt

wurde. Augenblicklich aber zeigte er eine so würdevolle Miene, als ob er Pater Leonhard in eigener Person sei, und ebenso feierlich war sein Ton als er anhob:

„Sieh dir deine Heimat noch einmal an, Jovica, denn du siehst sie zum letztenmal! Es ist zwar ein gottverlassenes Land, diese Krivoscie, und wir danken allen Heiligen, daß wir glücklich wieder heraus sind, aber es ist doch immer dein Vaterland und das muß man halt respektieren."

Jovica guckte nach den Bergen hinauf, weil ihr Gefährte dorthin zeigte, von seiner Rede verstand sie nur sehr wenig, und die Trennung von der Heimat schien ihr überhaupt nicht nahe zu gehen, denn sie sah höchst vergnügt aus, obgleich sie wußte, daß das Schiff sie in ein fernes, fernes Land trug.

„Wir gehen jetzt nach Tyrol," fuhr Jörg fort. „Nach dem schönen Land Tyrol und das ist etwas ganz anderes als eure Steinwüsten. Dort giebt es Wälder und Flüsse und Weinberge und Schlösser und der Moosbacherhof ist nun vollends ein Hof, wie er nicht zum zweitenmal in der Welt gefunden wird. Der gehört dereinst mir! Verstehst du Jovica? Ich bin kein so armer Schlucker, wie der Bartel, der, wenn er die Uniform auszieht, wieder bei den Bauern

Dienste nehmen muß, ich bin der einzige Sohn und Erbe des Moosbachers und das will etwas sagen bei uns im Land."

Jovica hörte andachtsvoll zu, aber ihr Deutsch war noch zu wenig entwickelt, um diese gerühmten Vortrefflichkeiten zu begreifen. Jörg sah es, daß sie ihn nicht verstand und versuchte ihr Begriffsvermögen zu wecken, indem er ihre beiden Hände ergriff und sie näher zu sich zog, als urplötzlich, wie aus einer Versenkung, Pater Leonhard aus der Kajüte emportauchte und hinter den beiden stand.

„Was thust du hier auf dem hinteren Verdeck, Jovica, wo die Mannschaften sind?" fragte er mit ungewohnter Strenge. „Dein Platz ist dort drüben bei Frau von Steinach."

„Nun, ich war bei ihr, Hochwürden, und da kommt ihr keiner von den andern nahe!" mischte sich Jörg ein, der sich sofort seines Schützlings annahm. „Ich wollt' es auch keinem raten. Wenn es einer probiert, dann fliegt er in der nächsten Minute kopfüber in das Wasser."

Das Gesicht des Pater Leonhard zeigte, daß er von diesem Schutze nicht besonders erbaut war, aber er wiederholte nur, zu Jovica gewendet:

„Geh' zu Frau von Steinach!“ und als sie sich entfernt hatte, trat er vor sein Beichtkind hin, das eine sehr oppositionslustige Miene zur Schau trug.

„Was soll das heißen, Jörg? Ich habe dir ein für allemal diese Vertraulichkeit mit dem jungen Mädchen untersagt, aber du scheinst mein Verbot gar nicht zu beachten. Ich bin sehr unzufrieden mit dir.“

„Nun Hochwürden, ich bin auch nicht zufrieden!“ sagte Jörg trotzig. „Ich hab' die Jovica gefunden und an Kindesstatt angenommen, aber kein Mensch respektiert mich als Vater. Wenn ich das Mädel nur anschaue, sind Hochwürden da und halten mir eine Strafpredigt und dann kommt der Herr Lieutenant und nimmt es mir ohne weiteres fort, als Zofe für seine Frau. Ich werd' gar nicht gefragt, ich hab' gar nichts dabei zu sagen — das leid' ich nicht länger!“

„Ich habe dir aber bereits verschiedene Male auseinandergesetzt, daß du viel zu jung bist, um eine derartige Vertrauensstellung einzunehmen. Es geht nicht auf diese Weise.“

„Da haben Sie recht, Hochwürden!“ stimmte der junge Tyroler so nachdrücklich bei, daß der Priester ihn ganz verwundert anschaute. „Ich hab' das schon

längſt eingeſehen und wollte eben mit Ihnen darüber reden. Es geht doch nicht ſo recht mit dem Väterlichen, ich hab' gar kein Vergnügen davon, und deshalb werde ich die Geſchicht' beim andern Ende anfangen. Kurz und gut — ich will die Jovica heiraten."

Pater Leonhard ſah nicht gerade überraſcht aus bei dieſer Eröffnung, die er längſt gefürchtet hatte, aber ſeine Stirn faltete ſich und ſeine Antwort klang ſehr ernſt:

„Das wirſt du bleiben laſſen! Das Mädchen iſt noch ein halbes Kind und überhaupt — Ihr könnt Euch ja noch nicht einmal miteinander verſtändigen."

„Nein, verſtehen thun wir uns nicht, aber lieben thun wir uns ganz ungeheuer," ſagte Jörg treuherzig, „und deshalb iſt es das beſte, wir heiraten uns."

„Und deine Eltern? Haſt du ſchon daran gedacht, was ſie zu einer derartigen Wahl ſagen werden?"

„Ja, meine Eltern! die werden freilich einen Lärm erheben, daß man es im ganzen Land Tyrol hört, deshalb werd' ich es machen wie der Herr Gerald und noch auf der Reiſe heiraten. Wir bleiben ja acht Tage in Trieſt, Hochwürden, da können Sie uns zuſammengeben. Erſt müſſen Sie meine Braut natürlich taufen, denn im Heidentum kann ſie doch

nicht bleiben, und dann gleich hinterher trauen. Dann ist die Geschicht' abgemacht, wenn ich heimkomme, und dann können sich meine Eltern und der ganze Moosbacher Hof auf den Kopf stellen — ich hab' die Jovica!"

Der Vorschlag kam so geläufig von den Lippen des jungen Tyrolers, daß man wohl sah, er hatte sich längst eingehend damit beschäftigt, Pater Leonhard schien aber leider nicht geneigt, auf diesen vortrefflichen Plan einzugehen, denn er entgegnete streng:

„Schlage dir diese Thorheiten aus dem Sinn, davon kann unter keinen Umständen die Rede sein."

„Ich thu' es nur meinem Lieutenant nach", beharrte Jörg. „Bei dem setzten sich auch Himmel und Erde gegen das Heiraten in Bewegung und die gnädige Frau Mutter und der Herr Oberst Arlow und der Herr Schwager und die ganze Sippschaft in der Krivoscie schrien Zeter und Mord. Er hat sich aber gar nicht darum gekümmert, sondern ist mit dem Kopfe mitten durch die Wand gegangen, und grad' so werde ich es auch machen."

„Die Sache liegt aber ganz anders bei dem Herrn von Steinach. Er ist schon seit mehreren Jahren mündig und Herr seines Willens und übrigens hat

er alles Mögliche versucht, um die Einwilligung seiner Mutter zu erlangen, ehe er den entscheidenden Schritt that. Es ist mir schwer genug geworden, eine Ehe einzusegnen, der der mütterliche Segen fehlte. Und ich wich schließlich nur der Macht der Verhältnisse. Bei der Feindseligkeit, mit der sich Stephan Hersovac dieser Vermählung gegenüberstellte, konnte seine Schwester nicht länger in seinem Hause bleiben und ebensowenig konnte sie als Braut ihren Verlobten begleiten. Deshalb allein vollzog ich die Trauung und ich that es in der Hoffnung, daß es mir noch gelingen wird, die Mutter umzustimmen. Du aber darfst überhaupt noch nicht heiraten ohne die Einwilligung deiner Eltern und daß du diese nun und nimmermehr erlangen wirst, weißt du so gut als ich. Sie werden einfach glauben, daß du den Verstand verloren hast."

„Ja, das hab' ich früher auch einmal geglaubt," versetzte Jörg mit vollster Seelenruhe, „aber man ändert sich halt. Ich sagt' es Ihnen ja damals, Hochwürden, das ganze Volk da oben giebt sich mit dem Hexen ab, zumal die Weiber. Die Dani — wollt' sagen die junge gnädige Frau, hat das an meinem Lieutenant probiert und die Jovica an mir,

ich bin jetzt gerad' so weit wie er. Aber schlimm befindet man sich bei der Hexerei gar nicht und das Seelenheil kann am End' auch nicht dabei zu Schaden kommen, wenn eine hochwürdige Geistlichkeit den Segen darüber spricht, wie ich es gestern in der Kirche mit angesehen habe."

„Ich wiederhole dir aber, daß der Fall ein durchaus anderer ist. Geralds Gattin gehört einem fremden Volke an, aber sie entstammt doch immer der ersten Familie dieses Volkes und die Erziehung, die sie im Hause des Kommandanten empfangen hat, im Verein mit ihrer Persönlichkeit, berechtigen sie vollkommen zu der Lebensstellung, die sie künftig einnehmen wird. Jovica ist ein Kind armer Hirten, sie ist noch nicht einmal Christin, versteht weder unsere Sprache noch unsere Sitten und wird sich vielleicht niemals darein finden lernen. Du mußt doch selbst einsehen, daß du ein solches Mädchen nicht zur Moosbachbäuerin machen kannst!"

„Ich seh' gar nichts ein — außer, daß ich die Jovica haben muß. Das geht einmal nicht anders und bekommen werd' ich sie auch, darum mach' ich mir gar keine Sorge."

„Und wenn nun deine Eltern den ungehorsamen

Sohn enterben? Gerald von Steinach ist unter allen Umständen Erbe der väterlichen Güter, die er bereits angetreten hat, dir aber kann der Bauer jederzeit den Moosbacherhof entziehen und wie ich ihn kenne, wird er das thun, wenn du auf deinem Willen beharrst. Was dann?"

„Dann laß ich den Hof in Kuckucks Namen fahren!" erklärte Jörg hartnäckig. „Jovica gilt mir mehr als die ganze Moosbacher Herrlichkeit. Der Herr Lieutenant hat gar nichts dagegen, wenn ich bei ihm bleibe, das weiß ich und seine Frau hat dann an der meinen eine Landsmännin. Es ist mein Ernst, Hochwürden, ich verzicht' auf mein Erbe, wenn es mich die Jovica kostet!"

Pater Leonhard sah leider, daß es Ernst war, und kannte den Starrkopf seines Beichtkindes hinreichend, um einen argen Familienkonflikt zu fürchten. Für den Augenblick jedoch wurde das Gespräch unterbrochen, indem einer der Offiziere herantrat und den Pater bat, ihm nach dem Vorderdeck zu folgen. Der Geistliche willfahrtete, nachdem er Jörg noch ein ernstes: „Wir sprechen uns noch!" zugerufen, dieser aber lehnte sich trotzig an die Kajütenwand, verschränkte die Arme und ließ dabei seine Augen

über das ganze Verdeck wandern, um Jovica zu entdecken.

Die junge Slawin befand sich bei Danira und wurde nach einiger Zeit von dieser mit einem Auftrage wieder in die Kajüte hinabgesendet. Sie vermied es gehorsam, den hinteren Raum des Schiffes zu betreten, und stieg mit trauriger Miene die Treppe hinunter, aber kaum war sie in dem Salon angelangt, wo sich augenblicklich niemand befand, so polterte es die Stufen herab und Jörg in Lebensgröße stand in der Thüre.

Jovicas ganzes Gesicht verklärte sich bei seinem Anblick, trotzdem aber warf sie einen besorgten Blick auf die Treppe und sagte ängstlich:

„Pater Leonhard!“

„Der ist oben auf dem Verdeck,“ fiel Jörg ein. „Und wenn er auch käme, das macht nichts, ich hab' ihm eben gesagt, wie es mit uns beiden steht, aber dabei ist mir eingefallen, daß ich noch gar nicht mit dir geredet hab', Jovica. Gefragt mußt du doch einmal werden, also — ich will dich heiraten! Willst du mich?“

Der kurze und bündige Antrag stieß auf ein

unerwartetes Hindernis, Jovica wußte nämlich durchaus nicht, was das ihr fremde Wort bedeutete. Sie wiederholte es mit fremdartiger Aussprache aber in einem Tone, der deutlich zeigte, daß sie nicht den geringsten Begriff damit verband.

„Ja so, sie versteht das nicht," sagte Jörg in einiger Verlegenheit, denn es wurde ihm zum erstenmal klar, wie weit seine Braut noch in der Bildung zurück sei. „Nun, dann muß sie es lernen. Komm her Jovica und höre mir zu. Wir sind gestern in der Kirche gewesen und haben zugesehen, wie der Herr Lieutenant und seine Braut getraut wurden. Wir zwei werden auch zur Kirche gehen und Pater Leonhard wird uns ebenso zusammengeben. Begreifst du das?"

Er gab sich Mühe, sehr deutlich zu sprechen, und flocht hin und wieder ein slawisches Wort ein, das hatte auch Erfolg, denn das junge Mädchen nickte eifrig und erwiderte in gebrochenem Deutsch:

„Weiß schon — taufen — Christin werden."

„Ja und dann sogleich — heiraten!" ergänzte Jörg, das Wort so energisch betonend, als könne er damit das Verständnis ermöglichen, aber Jovicas Sprachkenntnisse waren bis zu dem Begriff des Hei-

ratens noch nicht vorgedrungen, sie wiederholte nur in fragendem Tone:

„Christin werden?“

„Das ist ja aber Nebensache, die Hauptsache ist das Heiraten!“ rief der ungeduldige Freier, dessen Frömmigkeit in diesem Punkte nicht Stich hielt. „Mädel, um Gotteswillen, das mußt du doch begreifen, dazu bist du ja eigens auf die Welt gekommen! Heiraten — Hochzeit machen — Getraut werden!“

Aber so nachdrücklich und beinahe zornig er auch die Worte betonte, es war vergebens, das junge Mädchen sah ihn ratlos an und war nahe daran zu weinen.

„Sie versteht es wahrhaftig nicht,“ sagte Jörg in heller Verzweiflung. „Ich muß ihr das deutlicher machen,“ und als ob ihm plötzlich eine Erleuchtung gekommen sei, umfaßte er seinen Schützling und drückte einen herzhaften Kuß auf dessen Lippen.

Merkwürdig, jetzt auf einmal schien Jovica das Verständnis aufzugehen. Sie schrak zwar zusammen bei dem Kuß, aber sie sträubte sich nicht im mindesten dagegen, sondern schmiegte sich an den jungen Mann und blickte mit glückselig leuchtenden Augen zu ihm

auf, während sie leise aber mit unendlich weichem Tone das Wort wiederholte, das Jörg ihr mit so großer Mühe beigebracht hatte.

„Gott sei Dank, jetzt endlich hat sie es begriffen, das hätt' ich gleich probieren können!“ sagte er mit Genugthuung und fügte erklärend hinzu, indem er die neue Lehrmethode, die sich so ausgezeichnet bewährt hatte, noch verschiedene Male wiederholte:

„So macht man es, wenn man verheiratet ist, und schon früher. Der Unterschied ist nur, daß vorher eine hochwürdige Geistlichkeit dazwischen kommt und es verbietet, und nachher hat sie nichts mehr zu verbieten, sondern giebt ihren Segen dazu. — Und nun komm zu dem Herrn Lieutenant und seiner Frau, die müssen es zuerst wissen, daß die Geschicht' jetzt zwischen uns im Reinen ist und daß wir uns heiraten. Jovica — sag' das Wort noch einmal! Es klingt gar so hübsch, wenn du es so ungeschickt herausbringst.“

Und Jovica, deren Begriffsvermögen sich wunderbar gehoben hatte, sprach das neugelernte Wort in der That zur vollen Zufriedenheit ihres Lehrmeisters und künftigen Eheherrn.

Der Dampfer hatte inzwischen seinen Weg fortgesetzt und näherte sich jetzt dem Ausgange der Bucht.

Gerald und Danira blickten noch einmal zurück auf das langsam entschwindende Bild. Leise wogte die Flut und blitzte im Sonnenschein, fern am Ufer lag Cattaro mit seinen weißen Häusern und dem ragenden Kastell und unmittelbar darüber stiegen die dunkeln Berge auf, deren zackige, zerrissene Gipfel sich heute im vollen Morgenlichte badeten. Jetzt passierte das Schiff die Enge, welche die Bucht abschloß, düster und drohend wuchsen die Felsen aus der Flut empor, als wollten sie den Weg verlegen und dann that sich das blaue, wogende Meer auf, so wie es damals von jener Felsenhöhe erschien, eine duftumschleierte, sonnenbeglänzte Weite.

Neuntes Kapitel.

Die Seefahrt war schnell und günstig gewesen und nach kurzem Aufenthalte in Triest trug der Bahnzug das Regiment in die heimischen Berge und in seine Garnison, die Hauptstadt Südtyrols.

In der Stadt herrschte reges Leben, denn alles war herbeigeeilt, um die Zurückkehrenden zu begrüßen, die dort an der fernsten Grenze des Reiches so manchen harten Strauß bestanden hatten und nun nach Mühen und Gefahren aller Art den Frieden mit heimbrachten. Auf dem Bahnhof und in der nächsten Umgebung desselben harrte eine freudig erregte Menge auf den Zug, der das Regiment bringen sollte, besonders das Landvolk war zahlreich herbeigeströmt. Es gab kaum eine Bauernfamilie in der Runde, die nicht einen Sohn, Bruder oder sonstigen Angehörigen unter den Kaiserjägern besaß, und ihm nun das erste Willkommen in der Heimat zurufen wollte.

Jetzt endlich verkündete das Krachen der Böller nah und fern von den Bergen das Nahen des Zuges, der unter lautem Jubel und flatternden Fahnen in den Bahnhof einlief. Die Wagen wurden geöffnet und die ganze Woge der Heimkehrenden ergoß sich auf den Perron, wo nur die Behörden und ein Teil der vornehmeren Einwohner Zulaß gefunden hatten.

Nachdem der erste Sturm der offiziellen und vertraulichen Begrüßungen vorüber war, versuchte Gerald von Steinach, der seine junge Frau am Arm führte, sich Bahn durch das Gedränge zu machen. Auch er hatte manches bekannte Gesicht gesehen, manche Hand gedrückt und viele Glückwünsche empfangen, denn durch die Briefe seiner Kameraden war seine Vermählung bereits in der Garnison bekannt geworden, aber es war doch nur die Begrüßung von Fremden. Die Arme, welche ihn damals beim Abschiede mit so angstvoller Zärtlichkeit umschlangen, streckten sich jetzt bei der Rückkehr nicht nach ihm aus, keine Mutter harrte seiner, um ihn in der Heimat zu bewillkommnen, und doch hing er mit ganzer Seele an dieser Mutter, und er war bisher ihr alles gewesen.

Der junge Offizier fühlte gerade in dieser Stunde des allgemeinen frohen Wiedersehens so unendlich

ſchwer, was er verloren hatte. Das Vaterhaus, das ſich jetzt jedem öffnete, war ihm und ſeinem jungen Weibe ja verſchloſſen, und blieb es vielleicht für immer. So ſehr er ſich auch bemühte, dieſe Stimmung zu verbergen, er konnte doch nicht ganz die Wolke bannen, die auf ſeiner Stirn lag, und Danira erriet, was er vermißte; ſie wußte ja am beſten, was ihn ſeine Wahl gekoſtet hatte. Sie willigte ſofort ein, als er vorſchlug, ſich raſch dem Gedränge zu entziehen und nach ſeiner Stadtwohnung zu fahren, wo das junge Paar einſtweilen bleiben wollte, bis die Einrichtungen für den künftigen Haushalt getroffen waren.

Hinter den beiden ſchritt Jovica, die in dem gleichen Coupé die Reiſe mitgemacht hatte und Jörg, der allerdings mit ſeinen Kameraden fahren mußte, aber bei der Ankunft wie eine Rakete mitten durch die Menge geſchoſſen war, um den Platz einzunehmen, den er als ſein rechtmäßiges Eigentum betrachtete.

Die junge Slawin trug jetzt die tyroler Landestracht, die man ihr unterwegs angeſchafft hatte, und in der ſie ſehr zierlich ausſah. Ihre glänzend ſchwarzen Haare waren ſorgfältig in Flechten geordnet und ſie blickte mit ihren großen, ſchwarzen Augen neugierig und freudig auf das Gewühl ringsum. Trotzdem

ſah ſie aber noch ungemein kindlich und völlig fremdartig aus, man erkannte es auf den erſten Blick, daß ſie einem andern Volke angehörte.

Jörg ging mit großem Selbſtbewußtſein an ihrer Seite. Er hatte nicht umſonſt ſeine Herzensangelegenheit in den Schutz ſeines Lieutenants geſtellt, dieſer Schutz erwies ſich als ſehr wirkſam. Gerald und Danira nahmen ſich der Sache mit allem Eifer an und es war ihnen während der Reiſe ſogar gelungen, den Pater Leonhard umzuſtimmen.

Der geiſtliche Herr hatte gegen die Perſönlichkeit Jovicas allerdings nichts einzuwenden, er hatte ſeinen ſanften, beſcheidenen und folgſamen Zögling ſelbſt liebgewonnen, aber er ſchüttelte noch immer ſehr bedenklich den Kopf bei der Vorſtellung, das „Heidenkind“ dereinſt als Moosbachbäuerin zu ſehen, und erklärte es für unmöglich, die Einwilligung von Jörgs Eltern zu erhalten, obgleich er ſeine Verwendung zugeſagt hatte. Augenblicklich war der Pater von einigen geiſtlichen Amtsbrüdern in Anſpruch genommen, die ſich gleichfalls zur Begrüßung auf dem Bahnhofe eingefunden hatten.

Gerald hatte ſich ſoeben aus dem Gedränge losgemacht und ſchritt mit Danira nach dem Ausgange,

als beide wie angewurzelt stehen blieben, beim Anblick der jungen Dame, die ihnen dort entgegentrat. Die zarte, graziöse Gestalt in der eleganten Reisetoilette, die blonden Haare, die sich lockig unter dem kleinen Hütchen hervordrängten, die leuchtenden, blauen Augen, das alles war so bekannt und vertraut. Gerald ließ den Arm seiner Frau fahren, die bleich und keines Wortes mächtig dastand, er wollte allein die peinliche Begegnung auf sich nehmen, da aber flog das junge Wesen schon auf Danira zu und schlang beide Arme um ihren Hals.

„Danira, du böser Flüchtling! Also hier in Tyrol muß ich dich wiederfinden!"

„Edith, wie kommst du hierher!" rief die junge Frau halb freudig, halb erschrocken. „Ist das ein Zufall?"

„O nein! Ich bin eigens gekommen, um euch zu empfangen. Ich wollte euch den ersten Gruß bringen," sagte Edith, indem sie sich emporrichtete. Einige Sekunden lang zögerte sie, wandte sich dann aber rasch um und streckte ihrem ehemaligen Bräutigam die Hand hin.

„Grüß Gott, Gerald! Willkommen in der Heimat mit deiner Frau!"

Gerald beugte ſich wortlos über die kleine Hand, die in der ſeinigen lag. Er fühlte nicht das leiſe Beben derſelben, als er ſeine Lippen darauf drückte, er ſah nur das roſige Antlitz Ediths, ihr Lächeln und ein tiefes, frohes Aufatmen hob ſeine Bruſt. Gott ſei Dank! Hier wenigſtens hatte er nicht ſo wehe gethan, wie er fürchtete, hier wenigſtens wurde ihm Verſöhnung geboten.

„Biſt du wirklich um unſertwillen gekommen?“ rief Danira mit ausbrechender Freude. „O, du ahnſt nicht, was dies Willkommen aus deinem Munde mir, uns beiden iſt.“

Die junge Dame trat mit komiſcher Feierlichkeit einen Schritt zurück.

„Nicht ſo ſtürmiſch, meine gnädige Frau! Ich habe außerdem noch eine wichtige Miſſion und muß meine Würde als offizieller Abgeſandter wahren. Schloß Steinach empfiehlt ſich den jungen Herrſchaften und iſt bereit zu ihrem Empfange, ſie werden dort offene Arme und Herzen finden. Hier, Gerald, iſt ein Brief deiner Mutter, nur wenige Zeilen, in denen ſie Sohn und Tochter zu ſich ruft.“

„Edith — das iſt ja unmöglich — iſt das dein Werk?“ rief Gerald, noch zweifelnd, indem er das

Schreiben nahm, das allerdings die Handschrift seiner Mutter zeigte.

„Meine erste Leistung in der Diplomatie! Ich denke, sie ist nicht so übel ausgefallen und leicht war sie auch nicht, denn ich hatte die Tante und den Papa vereint gegen mich. Aber jetzt mußt du mir Danira auf eine halbe Stunde lassen, Gerald. Wir trennen uns sogleich wieder und da will ich sie wenigstens noch einmal für mich allein haben."

„Trennen? Weshalb denn? Du begleitest uns doch?"

„Nein, ich fahre mit dem nächsten Kurierzuge nach G. zu meinem Vater. Euch aber erwartet die Tante noch heute in Steinach und Ihr dürft sie nicht vergebens warten lassen, es sind großartige Anstalten zu eurem Empfange getroffen."

Gerald hatte währenddessen rasch den Brief erbrochen und durchflogen, er reichte ihn jetzt seiner Gattin. Es waren in der That nur wenige Zeilen, aber sie bestätigten Ediths Worte, es war der Gruß einer Mutter, die ihre Kinder zu sich rief.

„Grüß Gott, gnädiges Fräulein! da bin ich auch wieder!" sagte Jörg, der die augenblickliche Pause benutzte, um sich vorzustellen, und er sah mit Be-

friedigung, daß er nicht vergessen war. Das alte mutwillige Lächeln zuckte wieder um die Lippen der jungen Dame, als sie sich zu ihm wandte.

„Jörg Moosbacher! Bist du glücklich zurück aus der Krivoscie? Sie ist doch wohl nicht ganz so schlimm, als du sie dir vorstelltest, denn wie ich sehe, trägst du die Tapferkeitsmedaille. Höre, Jörg, du imponierst mir ungemein als heimkehrender Sieger! Wie steht es denn mit dem Antrage, mit dem du mich damals beehrtest? Ich bin jetzt wieder frei und hätte nicht übel Lust, Moosbachbäuerin zu werden."

„Ich dank' schön," stotterte Jörg verlegen. „Es thut mir sehr leid, aber — ich bin halt schon versehen." Damit zog er Jovica hervor, die hinter ihm stand, und präsentierte sie; jetzt aber brach Edith in ein helles Lachen aus.

„Auch eine Krivoscianerin? Um des Himmels willen, haben sich denn die sämtlichen Kaiserjäger da oben verlobt und verheiratet? Das wird eine Revolte geben unter den tyroler Mädchen. Ich finde, daß du sehr inkonsequent bist, Jörg, du vermaßest dich damals hoch und teuer, nur eine Tyrolerin heimzuführen, und schlugst ein Kreuz, wie vor dem Gott-

seibeiuns, als ich dir die Töchter jenes Landes vorschlug, die du „Wilde“ zu nennen beliebtest.“

„Gnädiges Fräulein,“ sagte Jörg feierlich. „Es ist kein Ding in der Welt so schlimm, es hat doch immer ein Gutes, sogar die Krivoscie! Das einzig Gute da oben war die Jovica — und das hab' ich mir halt mitgebracht.“

„Nun, so wünsche ich dir und deiner Jovica alles nur mögliche Glück. — Aber jetzt komm, Danira, damit wir wenigstens eine halbe Stunde noch plaudern können. So lange muß dich Gerald frei geben. Komm, dort drüben im Wartesalon sind wir heute ganz ungestört.“

Sie zog Danira fort, während Gerald, der den Pater Leonhard kommen sah, rasch zu ihm trat, um ihm die ebenso unerwartete als freudige Nachricht mitzuteilen.

Der kleine Wartesalon war in der That völlig leer, denn alles drängte nach dem Ausgange. Die beiden jungen Damen saßen dicht nebeneinander, Edith hatte in der alten vertraulichen Weise den Arm um ihre Pflegeschwester gelegt und erzählte, lachte und plauderte unaufhörlich, aber Danira war in diesem Punkte nicht so leicht zu täuschen, wie Gerald.

Sie liebte selbst und wußte, daß eine Liebe, die einmal im Herzen Wurzel gefaßt hat, nicht so schnell vergessen werden kann, sie sprach wenig, aber ihr Auge ruhte unverwandt auf Ediths Zügen.

Es war ja noch das liebliche Gesicht, das unverändert erschien in seiner rosigen Frische und Heiterkeit, aber es schien nur so. Um den kleinen Mund lag ein Zug, den all das Lächeln nicht bannen konnte, der von einem geheimen Weh sprach, und wenn man recht tief in die blauen Augen sah, dann erkannte man auch den Schatten darin. Die sprühende Lebhaftigkeit war dieselbe geblieben, aber es war nicht mehr der Übermut eines frohen, unbefangenen Kindes, das noch kein Leid erfahren hat, mitten in all den Scherzen klang bisweilen ein Ton auf, wie von mühsam verhaltenen Thränen. In einem solchen Moment ergriff Danira plötzlich beide Hände des jungen Mädchens und sagte leise:

„Laß das Scherzen, Edith! Ich habe dir wehe gethan, wehe thun müssen, aber glaube mir, ich habe selbst am meisten darunter gelitten. Ich empfand es so unendlich schwer, daß du mir keine Antwort sandtest.“

„Bist du mir böse darüber? Ich konnte nicht —“

„Nein, du konnteſt mir damals noch nicht antworten — ich hätte das begreifen ſollen.“

Eine glühende Röte färbte plötzlich Ediths Antlitz und ſie verſuchte es, dem Blick auszuweichen, deſſen geheimes Forſchen ſie fühlte.

„Der Papa litt es im Anfange nicht,“ ſagte ſie haſtig. „Er wollte es mir überhaupt verbieten, dir zu ſchreiben, und ich gab nach, aber noch ehe wir Cattaro verließen, ſtand es bei mir feſt, daß ich dir die Antwort in dieſer Form bringen wollte. Freilich ſank mir der Mut, als wir der dringenden Einladung der Tante folgten, und auf einige Tage nach Steinach kamen, denn dort ſah es bös aus. Gerald war in Acht und Bann gethan und du desgleichen, man durfte nicht einmal euren Namen nennen und der Papa ſchürte noch das Feuer. So lange er im Schloſſe war, konnte ich nichts unternehmen, aber ich ſetzte es durch, daß er allein nach ſeiner Garniſon abreiſte und mich zurückließ.“

„Und da haſt du für uns geſprochen?“

„Intrigiert habe ich nach allen Regeln der Diplomatie. Ich war ſelbſt erſtaunt über das großartige Talent, das ſich urplötzlich in mir entwickelte. Die Tante wollte mich über den verlorenen Bräutigam

tröſten, aber ich kehrte den Spieß um und ging ihr energiſch zu Leibe wegen ihrer Hartherzigkeit. Ich ſuchte ihr die Sache zunächſt in die rechte Beleuchtung zu rücken, indem ich ihr zu bedenken gab, daß du ja eigentlich eine krivoscianiſche Prinzeſſin ſeiſt.“

„Aber Edith!“

„Nun, iſt das etwa unwahr? Dein Vater war das Haupt ſeines Stammes, dein Bruder iſt es noch jetzt. Häuptling, Fürſt, König, das kommt am Ende auf eins heraus. Ich habe das der Tante klar gemacht und hätte am Ende deinen Stammbaum bis zu Mohammed — um Gotteswillen nein, das geht ja nicht, ihr ſeid ja Chriſten — nun alſo, bis zu Sankt Georg hinaufgeleitet. Ich habe ihr ſo viel von den Heldenthaten deines Vaters vorerzählt, daß ſie ganz ehrfurchtsvoll wurde; und dann gab ich ihr deinen Brief an mich und ließ ſie deine eigene Heldenthat und Geralds Rettung am Wilaquell bewundern. Da wankte die Feſtung und als ich nun noch mit dem Appell an die mütterliche Liebe Sturm lief, und Geralds Briefe wieder hervorgeſucht wurden, ergab ſie ſich. Du ſiehſt, ganz bin ich doch nicht aus der Art geſchlagen als Tochter meines Vaters, mein erſter Feldzug endigte mit dem Siege auf der ganzen Linie.“

Die junge Frau saß schweigend mit gesenkten Augen da, sie fühlte die ganze Hochherzigkeit dieses Benehmens und fühlte zugleich, wie sehr sie Edith von jeher unterschätzt hatte.

„Und ich soll dir nicht einmal danken!“ sagte sie mit leidenschaftlicher Innigkeit. „Du willst dich unserm Danke entziehen, willst fort, noch in dieser Stunde? Muß es denn sein?“

„Ich muß zu meinem Papa, der mich mit Bestimmtheit erwartet. Halte mich nicht, Danira, ich — kann nicht bleiben!“

Sie versuchte wieder zu lächeln, aber das gelang ihr diesmal nicht, die Lippen zuckten nur und sie mußte sich abwenden, um die hervorquellenden Thränen niederzukämpfen. Da fühlte sie sich von Daniras Armen umschlungen und fühlte deren Lippen auf den ihrigen.

„Edith, versuche mich nicht auch zu täuschen, wie die andern. Ich weiß es, was dein mutiges Eintreten für unser Glück dich gekostet hat und wie du dabei gelitten hast. Mir darfst du es eingestehen.“

Edith widersprach nicht. Sie verbarg nur ihr Haupt an Daniras Schulter, aber jetzt stürzten die Thränen heiß aus ihren Augen.

„Es war ja nichts!“ ſchluchzte ſie. „Ein dummer Kindertraum — nichts weiter. Sage Gerald nicht, daß ich geweint habe — verſprich mir, ihm nichts zu ſagen — er ſoll, er darf es nicht wiſſen!“

„Sei ruhig, er erfährt nichts. Es iſt genug, wenn ich den Vorwurf trage, dir dein Glück genommen zu haben.“

„Nein!“ Ediths Thränen verſiegten plötzlich, als ſie ſich emporrichtete. „Nein Danira, ich wäre nicht glücklich mit ihm geworden. Ich fühlte es ja vom erſten Augenblicke an, daß er mich nicht liebte und ich wußte es in jener Minute, wo er ſo leidenſchaftlich aufflammte bei deiner Verteidigung. Den Blick und Ton hat er nie für mich gehabt, den haſt du ihn erſt gelehrt. Nicht wahr, er kann leidenſchaftlich lieben und kann unendlich glücklich machen?“

„Ja,“ ſagte die junge Frau leiſe, aber dies eine Wort ſagte genug.

Edith wandte ſich mit einer heftigen Bewegung von ihr und nach dem Fenſter.

„Da iſt das Signal, das den Zug ankündigt! Wir haben nur noch Minuten, laß uns Abſchied nehmen! Sieh nicht ſo elegiſch aus, Danira, und mache dir keine Sorge um mich. Ich habe gar keine

Neigung, ins Kloſter zu gehen oder mein Leben zu vertrauern. Es muß ja ſchön ſein, ſich mit ganzer Seele dem Manne hinzugeben, den man liebt, aber jedem iſt das nicht beſtimmt. „Es geht halt nicht an!“ wie Jörg ſagt.“

In dieſem Augenblicke trat Gerald ein, um gleichfalls zu melden, daß der Zug herannahe. Er ſah nur ein heiteres Geſicht und hörte nur frohe, herzliche Abſchiedsworte. Wenige Minuten ſpäter ſaß Edith im Coupé und winkte noch einen Gruß aus dem Fenſter, dann ſetzte ſich der Zug wieder in Bewegung und entſchwand gleich darauf den Augen der Zurückbleibenden.

Jörg hatte mit Jovica gleichfalls den Bahnhof verlaſſen, um ſie nach der Stadtwohnung ſeines Lieutenants zu bringen, wo ſie Danira erwarten ſollte. .

Draußen auf dem großen, freien Platze herrſchte ein unendliches Getümmel. Hier waren all die Landleute zuſammengeſtrömt und jeder ſuchte unter den Heimkehrenden ſeinen Angehörigen herauszufinden. Überall gab es frohe Begrüßungsſcenen, Jubelrufe, Händedrücken und Umarmungen und wer nun vollends unter ſeine heimiſche Dorfſchaft geriet, die meiſt trupp-

weiſe erſchienen war, wurde faſt erdrückt mit Freundſchaftsbeweiſen.

Jörg war bisher dieſem Schickſal noch entgangen, jetzt aber arbeitete ſich ein ſtattlicher Bauer mit ſeiner ebenſo ſtattlichen Ehehälfte durch das Gedränge und ſteuerten gerade auf ihn zu, indem ſie ſchon aus der Ferne ſeinen Namen riefen.

„Heiliges — da ſind die Eltern!“ rief der junge Tyroler freudig. „Habt Ihr wirklich die weite Fahrt bis hierher gemacht? Ja, da bin ich, leibhaftig und hab' meinen ganzen Kopf mit heimgebracht! Das will etwas ſagen, wenn man aus der Krivoscie zurückkommt.“

Die Eltern bemächtigten ſich ſofort ihres heimgekehrten Sohnes und wollten ihn in die Mitte nehmen, aber es kam nicht dazu, denn Jovica, die ſich während der Begrüßung dicht hinter ihm gehalten hatte, kam jetzt zum Vorſchein. Sie war ängſtlich geworden in dem Lärm und Gedränge, das ſie von allen Seiten umgab, und als ſie vollends ſah, daß man ihr Jörg nehmen wollte, klammerte ſie ſich an ſeinen Arm und bat in ſlawiſcher Sprache flehentlich, ſie nicht zu verlaſſen.

Das Moosbacherſche Ehepaar ſah ſehr verwundert

aus bei dem plötzlichen Auftauchen des jungen Mädchens, das sich so vertraulich an ihren Sohn schmiegte. Zum Glück ließ die noch sehr kindliche Erscheinung Jovicas sie die wahren Beziehungen nicht ahnen. Trotzdem zog der Bauer die Stirne kraus und die Bäuerin fragte gedehnt:

„Was ist denn das?“

„Das ist — das hab' ich mir von der Reis' mitgebracht,“ versetzte Jörg, der einen Sturm heranziehen sah, dem er vorläufig noch hatte ausweichen wollen. Dabei ließ er aber sein „Mitgebrachtes“ nicht los, sondern hielt es fest bei der Hand.

„Was soll das? Wie kommst du dazu?“ rief der Moosbacher unmutig, und seine Frau fiel im schärfsten Tone ein:

„Das Mädel sieht ja aus wie eine Zigeunerin! Wo hast du das denn aufgelesen? Heraus mit der Sprach'!“

Jovica, die während der Reise ihre Sprachkenntnisse sehr vermehrt hatte, begriff, daß sie die Eltern Jörgs vor sich hatte, aber sie sah auch den unfreundlichen Empfang derselben. Die Thränen traten ihr in die dunkeln Augen und verschüchtert und zaghaft wiederholte sie das Begrüßungswort, das man ihr

eingelernt hatte: „Grüß Gott!“ Die fremdartige Aussprache aber brachte die Bäuerin vollends in Harnisch.

„Sie kann ja nicht einmal Deutsch reden,“ rief sie empört. „Das ist mir ein sauberes Ding! Willst du sie uns etwa gar auf den Moosbacherhof bringen?“

„Das leid' ich nicht,“ sagte der Bauer mit Nachdruck. „Wir brauchen kein fremdes Zigeunervolk im Haus. Laß das Mädel und komm mit uns, wir wollen heimfahren.“

Aber Jörg war nicht der Mann, der seine Jovica im Stiche ließ. Er zog sie nur fester an sich und antwortete mit trotziger Entschiedenheit:

„Wo das Mädel bleibt, da bleib' ich auch, und wenn sie nicht auf den Hof darf, so komm' ich nimmer heim. Die Jovica dürft ihr mir nicht schelten, liebe Eltern, denn — daß ich's nur grad' herausjag' — die hab' ich mir zur Moosbachbäuerin ausgesucht.“

Die Eltern standen da, wie vom Donner gerührt und schauten ihren Sohn an, als glaubten sie, daß man in der Krivoscie nicht blos den Kopf, sondern auch den Verstand verlieren könnte, dann aber brach ein Ungewitter los von beiden Seiten; es war ein Glück, daß in dem allgemeinen Jubel jeder mit sich

und seinen Angehörigen zu thun hatte, und die andern so laut schrien und sprachen, wie das Moosbacherſche Paar in seinem Zorne, sonst hätte es einen Aufstand gegeben. Endlich aber wußte sich Jörg mit seiner kräftigen Lunge Gehör zu verschaffen.

„Laßt mich halt auch einmal zu Wort' kommen!“ rief er. „Ihr kennt die Jovica ja noch gar nicht, sie ist ein Prachtmädel und wenn sie jetzt auch noch ein grausames Heidenkind ist —“

Weiter kam er nicht, der Unbesonnene hatte das allerschlimmste Mittel gewählt. Die Bäuerin kreischte laut auf vor Schrecken bei dem verhängnisvollen Worte und der Bauer schlug ein Kreuz vor seiner künftigen Schwiegertochter.

„Ein Heidenkind! — Gott steh' uns bei! — Er will uns eine Heidin ins Haus bringen — Jörg, du bist vom Teufel besessen!“

Jovica zitterte am ganzen Leibe. Sie merkte nur zu gut, daß sie der Gegenstand dieses Abscheus sei und begann deshalb laut und bitterlich zu weinen, das brachte aber Jörg um den letzten Rest seiner Geduld.

„Liebe Eltern!“ schrie er mit so wütender Ge-

bärde, als wolle er seinen lieben Eltern direkt zu Leibe gehen. „Ich bin euch allzeit ein gehorsamer Sohn gewesen, aber wenn ihr mir meine Braut so empfangt, dann soll euch doch gleich ein Kreuzmillionendonnerwetter —“

„Jörg!“ rief Jovica angstvoll, indem sie mit beiden Händen seinen erhobenen Arm faßte. „Jörg!“

„Ja so — in aller kindlichen Ehrfurcht natürlich,“ brummte Jörg, der sich sofort beruhigte, als er ihre Stimme hörte, die Eltern aber beruhigten sich nicht und der Streit wollte eben von neuem entbrennen, als die Gestalt des Pater Leonhard sichtbar wurde, dem man ehrfurchtsvoll Platz machte. Er erwiderte nur flüchtig die frohen Grüße, die ihm von allen Seiten zu teil wurden, und schritt rasch auf die streitende Gruppe zu, denn er sah wohl, daß seine Gegenwart dort am notwendigsten sei.

„Grüß Gott, Moosbacher,“ hob er an. „Ihr und die Bäuerin seid wohl froh, daß ihr euern Buben wieder habt? Er hat sich brav und tapfer gehalten im Feldzuge, das zeigt euch ja das Ehrenzeichen auf seiner Brust.“

„Hochwürden, helfen Sie!“ jammerte die Moosbacherin. „Er ist behext, unser Bube! Er hat sich

eine Heidin, eine Türkin, eine Hexe mitgebracht und will sie heiraten!“

„Sehen Sie sich das schwarzbraune Ding da an, Hochwürden!“ fiel auch der Bauer mit grimmigem Lachen ein. „Das ist die künftige Moosbachbäuerin. Sagen Sie selbst, ob der Jörg nicht den Verstand verloren hat. Das ist ja —“

„Mein Zögling, den ich in der christlichen Lehre unterrichte, und der in kurzem die heilige Taufe empfangen wird,“ ergänzte Pater Leonhard mit vollem Nachdruck, indem er schützend und segnend die Hand auf das Haupt des weinenden Mädchens legte. „Ihr braucht eurem Sohne nicht so harte Vorwürfe zu machen, es ist hauptsächlich sein Verdienst, daß diese junge Seele dem Christentum gewonnen wird.“

Die Bäuerin horchte hoch auf bei den letzten Worten. Sie war eine gottesfürchtige Frau und sah ein, daß, wenn ihr Jörg so löbliche Absichten habe, er füglich nicht vom Teufel besessen sein könne. Auch der Moosbacher besänftigte sich etwas und brummte halblaut:

„Das ist was anders! Aber ins Haus kommt mir das Mädel doch nicht.“

„Dann nehm' ich die Jovica und geh' mit ihr

gradwegs zurück in die Krivoscie, mitten unter die Wilden!“ rief Jörg mit verzweiflungsvoller Energie. „Lieber will ich zeitlebens mit ihr Ziegen hüten, als ohne sie auf dem Moosbacherhofe hausen. Sie werden mir zwar da oben die Nase abschneiden und beide Ohren dazu, das ist so Sitte bei der wilden Verwandtschaft, wenn ein neues Mitglied aufgenommen wird, aber das thut auch nichts — ich halt' es aus, um der Jovica willen!“

Die Drohung machte doch einigen Eindruck, besonders auf die Mutter, die zum erstenmal von dieser fürchterlichen Sitte hörte. Sie faltete entsetzt die Hände und sah auf die Nase ihres Jörg, die ihm so hübsch zu Gesichte stand, der Vater aber fuhr zornig auf:

„Das wirst du bleiben lassen! Du bleibst hier in Tyrol, unter den Christenmenschen.“

„Jörg, du schweigst,“ befahl Pater Leonhard seinem Beichtkinde, das wieder im Begriff war, eine trotzige Antwort zu geben.

„Mußt du denn gleich in der ersten Minute des Wiedersehens mit der Thür ins Haus fallen und die Eltern gegen dich aufbringen? Laß mich mit ihnen reden. Kommt, Moosbacher und Ihr auch Bäuerin,

wir wollen die Sache in Ruhe beſprechen, ihr habt ſie ohnehin ſo laut verhandelt, daß jedermann zuhört."

Die Nächſtſtehenden waren in der That längſt aufmerkſam geworden und die letzten Worte Jörgs wurden von einem ganzen Kreiſe gehört, wo ſie begreifliches Entſetzen erweckten. Pater Leonhard nahm zwar jetzt die Eltern mit ſich und damit hatte die Sache vorläufig ihren Abſchluß gefunden, aber es flog wie ein Lauffeuer von Mund zu Mund, der Jörg Moosbacher habe ſich von der Reiſe eine Türkin mitgebracht, die er durchaus heiraten wolle, und er beabſichtige ſich demnächſt die Naſe und beide Ohren abſchneiden zu laſſen, weil das bei der heidniſchen Trauung ſo üblich ſei.

Jörg kümmerte ſich um das alles nicht, denn Jovica weinte noch immer und er war angelegentlich bemüht, ſie zu tröſten.

„Du und keine andere wirſt die Moosbachbäuerin," verſicherte er. „Weine nicht, Jovica, du ſiehſt ja, Pater Leonhard hat die Sach' in die Hand genommen und dann iſt ſie ſchon halb gewonnen. Eine hochwürdige Geiſtlichkeit bringt alles in Ordnung bei uns im Land."

Und eine hochwürdige Geiſtlichkeit täuſchte auch wirklich nicht das in ſie geſetzte Vertrauen. Pater Leonhard hatte freilich noch einen harten Strauß mit den erzürnten Eltern zu beſtehen und es bedurfte ihrer ganzen Ehrfurcht vor ſeinem Stande, um ſeine Vermittelung überhaupt anzunehmen, aber er wußte ſofort die rechte Saite anzuſchlagen.

Er machte ihnen klar, daß es ſich hier darum handelte, dem Himmel eine Seele zu retten, daß es im Grunde nur verdienſtlich von Jörg ſei, wenn er das arme Heidenkind, das er aufgefunden, zu einer chriſtlichen Ehefrau machen wolle, und daß ihnen, den Eltern, auch ein Antheil an dieſem ſegensreichen Werke gegönnt ſei. Das wirkte zunächſt bei der Mutter, die bereits in Todesangſt ſchwebte, ihr Sohn könne am Ende auch dem Heidentum verfallen, wenn er in die Wildnis zurückkehre.

Die Moosbacher'ſchen Eheleute waren fromme Tyroler, und das Eintreten des geiſtlichen Herrn für das junge Paar war für ſie von ungeheuerm Gewicht. Daß ihr Erbe eine arme Waiſe von fremder Herkunft freien wollte, galt ihnen als etwas Unerhörtes, Unmögliches. Hier aber wollte er zugleich eine Heidin zum Chriſtentum bekehren, und dem Himmel eine

Seele gewinnen, das änderte die ganze Sache. Davon würde man weit und breit reden, das umgab den Moosbacherhof mit einem förmlichen Heiligenschein. Als nun Pater Leonhard endlich noch von Geralds Heirat sprach und von der Einwilligung der Mutter erzählte, wobei er weislich die vorangegangenen Kämpfe verschwieg, da wurden seine beiden Zuhörer sehr nachdenklich. Wenn die stolze Freifrau von Steinach nichts gegen eine krivoscianische Schwiegertochter einzuwenden hatte, dann konnten die Bauersleute es sich am Ende auch gefallen lassen.

Nach wiederholten, lebhaften Debatten wurde endlich nach dem widerspenstigen Sohn und Erben gesandt, der denn auch schleunigst vor dem Tribunal erschien.

„Jörg, du wirst jetzt mit deinen Eltern heimfahren und dich als gehorsamer Sohn zeigen," sagte Pater Leonhard in ernstem Tone. „Du sollst, wenn du die Uniform ausgezogen hast, dich erst als tüchtiger Bauer bewähren. Jovica bleibt inzwischen bei der jungen Frau von Steinach, um vor allen Dingen Deutsch zu lernen und sich mit den Sitten unseres Landes vertraut zu machen, das weitere wird sich finden. Im nächsten Monat denke ich die heilige

Taufe an ihr zu vollziehen — deine Eltern haben verſprochen Taufpaten zu ſein.“

„Ja Hochwürden, aber recht großartig müſſen Sie es machen, daß man im ganzen Land Tyrol davon redet,“ fiel der Moosbacher ein und die Bäuerin ſetzte hinzu:

„Und die ganze hochwürdige Geiſtlichkeit aus der Umgegend muß dabei ſein.“

Jörg that einen Freudenſprung, der wider allen Reſpekt und alle Würde war, und küßte dann ſtürmiſch dem Pater die Hand.

„Hochwürden, das vergeß' ich Ihnen mein Lebtag' nicht! Ich hab' es ja geſagt, eine hochwürdige Geiſtlichkeit bringt alles in Ordnung! Juchhe die junge Moosbacherin!“ —

Eine halbe Stunde ſpäter trat Gerald mit ſeiner Gattin die Fahrt nach dem heimatlichen Schloſſe an.

Jovica ſaß neben dem Kutſcher, ihre Thränen waren getrocknet und ſie ſah höchſt vergnügt aus, denn Jörg hatte vor der Abfahrt natürlich noch Zeit gefunden, zu ihr zu kommen, um ihr die erfreuliche Wendung der Sache und die nicht minder erfreuliche Thatſache zu melden, daß der Moosbacher-

hof nur eine Viertelstunde von Schloß Steinach entfernt lag.

Der Wagen flog rasch dahin durch das sonnige Etschthal, das sich heute mit dem vollen Glanze seiner Schönheit geschmückt zu haben schien, um den heimkehrenden Sohn und dessen junges Weib zu begrüßen. Wie in Sonnengold getaucht lagen die weiten Gelände da, ein einziger großer Rebengarten, der die Dörfer wie mit einem Kranze umgab und selbst bis zu den Schlössern hinanstieg, die überall auf den Höhen sichtbar wurden. Blitzend und schimmernd zog der Strom dahin und rauschte auch sein Willkommen, ringsum stiegen die Berge auf, bald fern im blauen Duft, bald nah im dunkeln Waldeskleide und von den höchsten Gipfeln blickte leuchtend der Schnee nieder in das Thal, dem der warme, weiche Hauch des Südens auch die ganze Pracht des Südens lieh.

„Nicht wahr, mein Vaterland ist schön?“ fragte Gerald mit leuchtenden Augen. „Wirst du hier deine Heimat vermissen?“

„Ich vermisse nichts — an deiner Seite!“ sagte die junge Frau, indem sie lächelnd zu ihm aufsah.

„Es soll auch meine Sorge sein, dir die neue

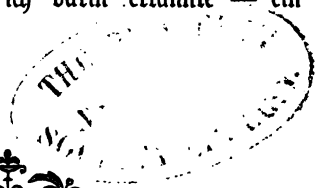
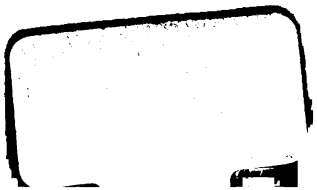
Heimat lieb zu machen. Und doch überkommt es mich bisweilen, wie eine geheime Furcht, der alte Kampf könne sich wieder in dir erneuern. Du hast es mich lang' und schwer empfinden lassen, meine Danira, daß dein Volk dem meinigen feindlich gegenüberstand."

„Sie haben ja jetzt Frieden miteinander gemacht, wie wir beide. Nein, Gerald, du brauchst nichts mehr zu fürchten. Was ich zu überwinden und niederzukämpfen hatte, das wurde in jener Sturmnacht vollendet, als ich den Gang vom Wilaquell nach dem Fort antrat. Es war die schwerste Wahl, die mir gestellt wurde, zehnmal schwerer, als die zwischen Leben und Tod, und ich wählte deine Rettung — ist dir das nicht genug?"

„Und doch wolltest du selbst nach dieser Rettung noch dein Leben und unser Glück einem Wahne opfern? Du warst verloren, wenn jenes Geständnis von deinen Lippen kam, und du wolltest sprechen."

„Es war kein Wahn, es wäre nur eine Sühne gewesen," sagte Danira mit tiefer Bewegung. „Ich wußte es, Marco würde jedem Angriff standhalten und wenn es zum Kampfe kam, wenn das Blut der Meinigen floß durch euch vergossen — ich rief den Feind herbei, mein wäre die Schuld gewesen. Dies

Blut hätte ewig zwiſchen uns geſtanden, ich hätte nicht leben können mit der Erinnerung daran. Da ſprach eine höhere Macht das Todeswort für Marco und das Gnadenwort für mich. Der Kampf unterblieb, ſelbſt die wilden Söhne unſerer Berge ſahen in jenem Zeichen, was ich darin erkannte — ein Gottesurteil!“



MAY 1 6 1944